

September 2005

Unser täglich Brot

Daseinsanalytischer Versuch übers Bangen

Rehabilitation: «Viele traten ein und aus. Ich blieb»

Alkohol am Arbeitsplatz? Hilfe vor Strafe!

Raser: Wann und warum ist wie schnell zu schnell?

Notfallpsychologie: Und dann ging das Telefon ...

Vom grossen Brot

Liebe SBAP.-Mitglieder,
liebe **punktum**.-LeserInnen

Grosses Brot? Warum Brot? Und warum gross? Lassen Sie mich Ihnen vor allem anderen, also jetzt gleich, eine Geschichte erzählen. Sie heisst – ist ja nun schon nichts als logisch – «Das grosse Brot» und entstammt dem Erzählband «Die vorgezeigten Dinge» (Zytglogge, Bern 1971).

Sie geht so: «In einer Stadt lebte ein Bäcker, der einen grossen Ofen besass. Der Ofen war so gross wie eine Kirche. Er war der einzige Bäcker in der Stadt.

An einem Abend nahm dieser Bäcker seine ganzen Vorräte zusammen. Er trug Säcke mit Mehl aus der Kammer, dann trug er Wasser, Salz und Hefe herbei. Den Teig knetete er in einem Trog, in dem zwanzig Leute Platz gehabt hätten. Er stieg hinein, und der Teig reichte ihm bis an die Schulter. Der Bäcker knetete mit Händen und Füssen. Dann streute er Mehl und rollte den Teig zu einem Haufen zusammen. Da lag nun ein grosser Laib, der von innen her Blasen trieb. Der Bäcker führte sein Holz auf einem Karren herbei. Er baute einen Wall um den Laib herum und zündete ihn an. Die Hitze wurde so gross, dass die Nachbarn in ihren Betten zu schwitzen anfangen. Als der Morgen kam, war das Feuer erloschen. Das fertige Brot lag da. Jetzt band der Bäcker lange Seile rings um den Brotlaib und schirrte sein Pferd an. Dann stieg er in den Sattel und ritt aus dem Ofen hinaus. Er ritt durch das Tor seines Hauses, und das grosse Brot folgte ihm. Auf einem Platz hielt er an, um alle Hungrigen zusammenzurufen. Er sagte: «Ich habe

für euch ein Brot gebacken. Esst, so viel ihr wollt!» Die Hungrigen assen, bis sie genug hatten, und die Kinder kletterten auf dem Brot herum. Das Brot war noch beinahe so gross wie am Anfang. Als der Bäcker das sah, bestieg er sein Pferd und ritt mit dem Brot ins Waisenhaus. Dort sagte er: «Ich habe für euch ein Brot gebacken!» Die Waisen assen, so viel sie konnten, aber dem Brot sah man kaum etwas an, obwohl der Waisenvater auch davon ass und ein grosses Stück für die kommenden Tage aufhob. Der Bäcker ritt weiter und kam zum Gefängnis. Hier lud er die Gefangenen ein: «Esst, so viel ihr wollt!» Die Gefangenen und ihre Wärter assen. Sie rissen mächtige Stücke vom Brotlaib und trugen sie weg. Aber das Brot veränderte sich nur wenig. Gegen Abend kehrte der Bäcker auf den Platz zurück. Alle Leute waren satt; sie standen um das Brot herum und sprachen miteinander. Da gab der Bäcker auch dem Pferd von seinem Brot zu fressen.

Als es Nacht war, trat eine blonde Frau auf den Platz. «Bäcker, gib mir von deinem Brot», sagte sie. «Ich habe Hunger.» Die Frau war so schön, dass der Bäcker sie umarmte und küsste. Er gab ihr von seinem Brot. Dann legten beide die Kleider ab, und der Bäcker sah, dass die Frau am ganzen Leib blond war. Sie gruben miteinander ein Loch in den Weichteil des Brotes und stiegen in den Brotlaib hinein. Drinnen lachten sie und schliefen miteinander. Als es tagte, waren beide so hungrig, dass sie das ganze Brot verzehrten.» Und nun?, werden Sie sich vielleicht fragen. Meine Antwort: Auch die Psychologie ist ein grosses Brot! Einmal in Bewegung gesetzt, hat sie sich

von innen entwickelt und gewandelt. Viele Menschen ernähren sich heute vom ausgereiften Brot. Wie das Brot kennt auch die Psychologie verschiedenste Formen. Und sie nährt alle: Wissenshungrige, Kinder, Verwaiste, Gefangene, Behüter, Beschützer und Liebespaare. In ihrer Vielfalt hat die Psychologie auf zahlreiche Bedürfnisse eine Antwort. Die Kinder- und Jugendpsychologie, die Laufbahn- und Rehabilitationspsychologie, die Arbeits- und Organisationspsychologie, die Psychotherapie, die Notfallpsychologie, die Neuropsychologie, die Verkehrspsychologie, die Präventionspsychologie, die Schriftpsychologie und die psychologische Forschung sind nur einige von noch viel mehr Disziplinen, die aus dem ursprünglichen Laib gewachsen sind. Wir haben eine ganz und gar unrepräsentative, ganz und gar subjektive Bestandesaufnahme gemacht. Kosten Sie in diesem **punktum** vom täglichen Brot, das die AutorInnen, alles PsychologInnen aus den erwähnten Fachgebieten, Ihnen mit ihren Praxisberichten kredenzen!

So gross und vielfältig die Brotkultur auch ist, vermag sie trotzdem nicht immer alle zu ernähren. Viele Menschen bangten schon früher und viele bangen auch heute noch ums tägliche Brot. Alice Holzhey analysiert im Prolog, der das Heft als Leitartikel eröffnet, die Bitte «Gib uns heute unser tägliches Brot» (siehe rechte Seite). Eine Bitte, welche schliesslich auch die Bäcker vor neue Aufgaben stellt, ist es doch das Ziel des grossen Brotes, alle Hungrigen ohne Ausnahme zu ernähren. Mehl, Salz, Wasser und Hefe hätte es doch fürwahr genug!

Sara Meyer

Bangen ums tägliche Brot

Eine daseinsanalytische Besinnung

Die Bitte «Gib uns heute unser tägliches Brot» setzt voraus, dass man Grund hat, ums tägliche Brot zu bangen. Wer bangt, sieht sich in der Regel einer Gefahr gegenüber, der sich sinnvoll zu stellen ausserhalb der individuellen Einflussphäre zu liegen scheint. Angst ist immer virulent und hat weit mehr Einfluss auf all unser Tun und Lassen, als wir wahrhaben wollen. Was tun?

Dass niemand ganz ohne Angst durchs Leben geht, wird wohl allgemein zugestanden. Ebenso, dass es reale und irrealen Ängste gibt: solche, die eine tatsächlich vorliegende Gefahr anzeigen, und solche, die auf einer Realitätsverkenntung beruhen. Hingegen erscheint es völlig verrückt, zu behaupten, dass die Angst die Grundstimmung menschlichen Lebens sei, in der jeder Mensch mit der Wahrheit über sich selbst konfrontiert werde. Doch diese These hat Martin Heidegger, dabei viele Anregungen Søren Kierkegaards aufnehmend, in seinem Werk «Sein und Zeit» (1927) vertreten.

Ist die These verrückt, oder macht sie selber so viel Angst, dass man sie abwehren muss? Zweifellos widerspricht sie der Sehnsucht nach einem angstfreien Leben, die wohl in jedem Menschen steckt. Man muss sich aber hüten, über sie zu urteilen, bevor man ihren Sinn verstanden hat. Gehen wir bei diesem Versuch von jener Bitte aus, die Jesus nach biblischer Überlieferung im Namen aller Menschen Gott vortrug: «Gib uns heute unser tägliches Brot» (Matth. 6, 11).

Eine solche Bitte setzt voraus, dass man Grund hat, um das tägliche Brot zu bangen. Sie wird allerdings nicht an andere Menschen – etwa an die Reichen und Mächtigen dieser Erde – gerichtet, sondern an Gott, und sie wird im gottesdienstlichen Vaterunser auch dann vorgebracht, wenn man gar nicht akut von Hunger bedroht ist. Es handelt sich also offenbar um eine Bitte, die jeder Mensch, ob arm oder reich, jederzeit und in jeder Lebenslage an Gott zu richten Grund hat. Auch das erscheint prima vista verrückt und zumindest angesichts der heutigen europäischen Verhältnisse obsolet,

unter denen mindestens prinzipiell jeder, sobald die eigenen Mittel zum Kauf des «täglichen Brots» nicht mehr hinreichen, ein Recht auf Sozialhilfe geltend machen kann.

Furcht und Angst

Was für ein Bangen steht also hinter der im Gebet zum Ausdruck gebrachten Sorge ums tägliche Brot, wenn es nicht die reale Furcht ist, plötzlich nichts mehr zu essen zu haben? Um das zu verstehen, ist es geboten, sich an Heideggers Unterscheidung von Furcht und Angst zu orientieren. Unsere Umgangssprache verwendet zwar beide Begriffe unterschiedslos, der Philosoph aber arbeitet eine Differenz zwischen ihnen heraus, um eine wichtige Einsicht sprachlich artikulieren zu können.

Die *Angst* richtet sich für Heidegger, anders als die *Furcht*, nie auf eine konkrete Gefahr, mag sie real oder bloss eingebildet sein. Wenn wir im heideggerischen Sinne Angst haben, dann sind wir vor das eigene Sein gestellt, mit uns selbst – genauer: mit der Realität unseres Menschseins – konfrontiert. Und diese Realität ist eine bedrohliche. Von ihr geht eine Bedrohung aus, die sich nicht konkret ausmachen lässt und die uns dennoch bedrängt.

Wenn wir Heideggers Unterscheidung auf die Bitte ums tägliche Brot anwenden, so lässt sich sagen, dass diese offenkundig nicht nur der realen Furcht (etwa vor einer Hungersnot) entspringt, sondern mit der Angst vor dem Menschsein überhaupt zu tun hat; dass also Gott nicht nur angesichts konkreter Bedürfnisse zu Hilfe kommen soll, sondern vielmehr schon angesichts der Not, ein Mensch zu sein. Für diese Interpretation spricht, dass die Bitte, so konkret auch ihr Inhalt ist, zugleich einem doppelten Wissen allgemeiner Natur Ausdruck gibt: erstens dem Wissen darum, niemals selbstgenügsam existieren zu können, sondern täglich neu von Hunger geplagt zu werden; zweitens dem Wissen darum, als ein von Grund auf bedürftiges Wesen nolens volens von anderen Menschen ebenso wie von ökonomischen und sozialen Be-



Alice Holzhey-Kunz, geb. 1943, Dr. phil., daseinsanalytische Psychotherapeutin, Präsidentin der Gesellschaft für hermeneutische Anthropologie und Daseinsanalyse (GAD), Co-Leiterin des Daseinsanalytischen Seminars Zürich (DaS). Zahlreiche Veröffentlichungen zur Theorie der Daseinsanalyse und zu einer hermeneutischen Psychopathologie auf psychoanalytischer Basis. Bücher: «Leiden am Dasein», «Das Subjekt in der Kur».

dingungen abhängig zu sein, die nicht in unserer Verfügungsreichweite liegen.

Dieses Wissen, als ein bedürftiges Wesen in eine unberechenbare Welt herausgesetzt und von unwägbareren Bedingungen abhängig zu sein, ist ebenso unanzweifelbar wahr wie beängstigend. Wie gerne möchten wir uns vormachen, dass wir zwar auf Grund widriger Umstände in Bedürftigkeit und Abhängigkeit geraten können, beides aber nicht notwendig zu unserem Leben gehört. Denn mit konkreten Bedürfnissen und realen Abhängigkeiten hofft man irgendwie zu Rande zu kommen. Die sich in der Bitte ums tägliche Brot aussprechende Angst verweist jedoch auf eine Gefahr, der man nicht entfliehen und die man auch nicht besiegen kann, weil sie gar nicht in der Aussenwelt lauert, sondern unserer Natur inhärent ist.

Bangen ums tägliche Brot

Nur der Mensch sucht sich nicht instinkthaft seine Nahrung, wenn ihn ein Hungergefühl dazu treibt, sondern er weiss sich auch dann, wenn er gerade satt ist, als ein von Nahrung abhängiges Wesen. Verallgemeinert heisst das, dass er, weil er um seine Seinsverfassung weiss, nicht nur die Furcht, sondern auch die Angst kennt. Er weiss immer *mehr* als nur das, was konkret im Hier und Jetzt für ihn relevant wäre – und weiss damit in einem gewissen Sinne immer *zu viel*. Er weiss, wenn auch meist unausdrücklich, dass er nicht wissen kann, ob immer Brot zur Verfügung stehen wird, mag er auch noch so viel Geld und Einfluss haben, weil er insgeheim weiss, dass die Welt grundsätzlich unberechenbar und die Zukunft verschlossen ist. Dieses Wissen ist eigentlich philosophischer Art, nur braucht es, um es zu erwerben, kein Philosophiestudium, ja nicht einmal irgendeine Schulbildung, weil es so etwas wie ein Grundwissen darstellt, das zum Menschen gehört.

Furcht und Angst vor Schuld

Die bisherigen Ausführungen sind noch einseitig, weil sie nur jene Bedürftigkeit und Abhängigkeit herausgestellt haben, wie sie in der Bitte ums tägliche Brot zum Ausdruck kommt. Es ist aber wohl kein Zufall, dass im Vaterunser auf sie unmittelbar eine ganz andere Bitte folgt: «... und vergib uns unsere Schuld(en).» Sie ist noch schwerer zu verstehen als die erste, denn warum soll jeder Mensch um Vergebung seiner Schuld bitten, auch wenn er gemäss rechtlichen und moralischen Kriterien keine Schuld auf sich geladen hat? Auch hier lautet die – stark verkürzende – Antwort wieder, dass es nicht nur eine rechtliche oder moralische Schuld gibt, die man faktisch auf sich geladen hat, sondern dass der Mensch als freies Wesen grundsätzlich fehlbar ist. Hinter der Bitte um Vergebung der Schuld steckt daher nicht nur die Furcht davor, von einer konkreten Schuldenlast erdrückt zu werden, sondern die unterschwellige Angst, die Freiheit des Menschseins nicht aushalten und damit die Verantwortung für das eigene Leben nicht tragen zu können.

Nun mag man sich wieder wundern, warum ausgerechnet die menschliche Freiheit Angst machen soll. Dürsten nicht alle Menschen nach Freiheit? Ist sie nicht das höchste Gut, dessen allzu oft entbehrt wird? So verhält es sich in der Tat, wenn es um die Freiheit von all jenen Fesseln geht, die uns daran hindern, die eigenen Ziele zu verwirklichen. Doch die Bitte um Vergebung von Schuld hat eine andere, viel grundsätzlichere Freiheit im Blick, nämlich jene, die Jean-Paul Sartre sagen liess, der Mensch sei «zur Freiheit verurteilt». Sie besteht darin, dass sich das Leben des Menschen nicht von selbst lebt, sondern von diesem geführt sein will. Man muss wählen, wie man lebt. Das Erschreckende ist, dass wir dieser Wahl nie enttrinnen, weder im Gefängnis noch auf dem Krankenlager, noch in materieller Not. Denn wir können nicht anders, als uns der Situation, in die wir allenfalls auch unschuldig hineingeraten sind, so oder anders zu stellen. Und dafür sind wir verantwortlich.

Fluchtwege aus der Angst

Wenn die Angst in den Alltag einbricht, stiftet sie allerdings im Allgemeinen nur Verwirrung, weil sie ja keine konkrete Gefahr anzeigt, der man sich sinnvoll stellen könnte. Die Einstellung zur Angst ist im Normalfall darum die Flucht vor ihr. Das ist weder Ausdruck von Feigheit noch von seelischer Unreife, sondern durchaus zweckdienlich. Um die konkret anstehenden Lebensaufgaben anpacken und die schönen Seiten des Lebens geniessen zu können, muss man frei von Angst sein, nicht von Furcht, weil es ja wichtig ist, konkrete Gefahren wahrzunehmen. Ich möchte sogar die Behauptung wagen, dass das, was man seelische Gesundheit nennt, viel mit einer mehr oder weniger gelingenden Flucht vor der Angst zu tun hat.

Die Crux liegt nur darin, dass diese Flucht als eine Flucht vor sich selber niemals wirklich gelingen kann, weil man sich selbst schliesslich nicht entkommt. Deshalb bleibt die Angst hintergründig immer virulent und hat insgeheim weit mehr Einfluss auf all unser Tun und Lassen, als wir merken

beziehungsweise wahrhaben möchten.

Die gängigste Form der Flucht vor der Angst ist ihre Verleugnung. Man macht sich vor, es gebe nur konkrete Gefahren, und erklärt darum alle Ängste, die nicht aus der konkreten Situation erklärbar sind, für grundsätzlich «irreal» und also für pathologisch. Es ist offensichtlich, dass die psychiatrischen Theorien der Angst oder, besser, der Furcht hier ihren Ort haben. Sie kennen nur den Unterschied zwischen realer (adäquater) und irrealer (inadäquater) Furcht und dienen damit der Verleugnung der Angst. Das hat zwei Seiten: Einerseits wird in ihnen der wahre, wenn auch verborgene Kern aller manifest unsinnigen Angstphänomene verkannt, andererseits wirken sie dank eben dieser Verknennung sowohl auf Betroffene wie auf deren Umgebung beruhigend, weil von ihnen das, was in Wahrheit höchst unheimlich ist, zu einer blossen, gar nur durch neuronale Fehlfunktionen im Gehirn verursachten «Störung» erklärt wird.

Die grosse Alternative zur Verleugnung der Angst bieten die Religionen an. So wird im Gebet ums tägliche Brot die grundsätzlich Angst machende menschliche Bedürftigkeit und Abhängigkeit anerkannt. Diese Anerkennung vermag der Gläubige aber nur darum zu leisten, weil er darauf baut, dass sie nicht die letzte Wahrheit darstellt. Allerdings bleibt die Angst auch bei gläubigen Menschen immer virulent und muss durch ständige Beteuerungen der unbegrenzten Macht Gottes und seiner unermesslichen Liebe beschwichtigt werden. Würde der Mensch nur die Furcht und nicht auch die Angst kennen, hätte er wohl bloss überaus erfinderisch Instrumente erdacht, um sich das tägliche Brot zu sichern, aber kaum die Religion erfunden. Auch in der modernen, vermeintlich aufgeklärten Zeit findet die Religion immer neue Anhänger, weil sie Schutz vor der Angst verspricht – genauer: weil sie letztlich die Angst für überwindbar oder immer schon überwunden ausgibt.

Was aber geschieht, wenn jemand die Angst weder verleugnen noch sich an

Das tägliche Brot von Rehabilitationspsychologe Peter Gugger

«Jetzt braucht es Erfahrung, um klare Argumente aufzuzeigen»

Viel Know-how, viel Empathie, viel Schreibarbeit gehören zum Alltag des selbstständigen Berufsberaters und Rehabilitationspsychologen Peter Gugger. Und aber auch Tango.

Mein Arbeitstag beginnt meistens um sieben. Ich stelle in meiner Praxis den Computer ein und lasse mir während des Aufstartens einen Kaffee aus der Maschine. Eine Störung im Internet zwingt mich, den Startvorgang mehrmals zu wiederholen (ohne neuen Kaffee), bis ich auf meine E-Mails zugreifen kann.

Nun strukturiere ich meinen anstehenden Arbeitstag.

Von 7.30 bis 8.30 Uhr studiere ich intensiv Akten (aktuelle medizinische Gutachten, Zwischenbericht vom Arbeitsversuch, versicherungstechnische Auflagen wie zum Beispiel Haftpflicht und UVG-Fragen) und erstelle Handnotizen für die Rehabilitationsberatung mit einer 20-jährigen Hirnverletzten (Töffunfall), die ich um 10 Uhr auf dem elterlichen Bauernhof in der Region St. Gallen aufsuchen werde.

Von 8.30 bis 9 Uhr führe ich diverse Telefonate mit Versicherten, Anwälten und Ärzten. Die Gespräche halte ich mittels Verlaufsprotokollen in den jeweiligen elektronischen Dossiers fest.

Bevor ich nach St. Gallen aufbreche, stelle ich meine Praxisnummer auf mein Handy um, damit ich für Notfälle wie zum Beispiel Konflikte an Arbeitsstellen von Klienten, die sich in ei-

nem Arbeitsversuch befinden, erreichbar bin. Dank GPS im Auto finde ich ohne grosse Umwege den Besprechungsort, und die Familie der Klientin begrüsst mich vor dem Bauernhof. Ich werde sofort in die Küche geführt, wo die Klientin, ihr Vater und ihre Mutter gespannt auf meine Rehabilitationsberatung warten. Ich informiere zuerst über die aktuelle medizinische, therapeutische, juristische (Integritätsentschädigung) sowie versicherungstechnische Ausgangslage der Klientin. Danach berichte ich ausführlich über die Fortschritte in der beruflichen Rehabilitation im Altersheim. Dort konnte die Klientin einen ersten Arbeitsversuch absolvieren, und jetzt stellt sich die Frage: wie weiter? Ich schlage der Familie vor, damit die erzielten Fortschritte konsolidiert werden und weiterhin Förderung möglich ist, ihre Tochter jetzt in einer Spezialklinik für Hirnverletzte stationär abklären zu lassen.

Die Familie kann sich nicht vorstellen, dass ihre hirnerkrankte Tochter in Zukunft stationär und nicht mehr zu Hause weiter gefördert werden kann. Sie habe es doch so schön auf dem Bauernhof und mache ja auch so kleine Fortschritte. Die Eltern erleben das von mir vorgeschlagene Vorgehen als Abschieben ihrer Tochter, und dies möchten sie auf jeden Fall vermeiden. Jetzt braucht es rehabilitationspsychologische Erfahrung, um der Familie klare Argumente aufzuzeigen, wes-



Peter Gugger, Dipl. Psych. FH, Fachpsychologe SBAP. in Laufbahn- und Rehabilitationspsychologie. Seit 2001 Geschäftsleitung und Mitinhaber der apraxis (Rehabilitation, Coaching, Berufs- und Laufbahnberatung).

halb eine weitere Förderung ihrer Tochter nur mit Spezialisten in einer stationären Institution erfolgen kann. Ich konfrontiere die Eltern mit der Frage, wie sie sich die Zukunft ihrer Tochter ohne sie, die Eltern, vorstellen können. Die Eltern reagieren mit grosser Betroffenheit. >>>

>>> Fortsetzung von: Bangen ums tägliche Brot

religiöse Beruhigung halten kann? Dann scheint nur noch der Weg offen, sie einfach auszuhalten und damit die Unheimlichkeit des Lebens zu akzeptieren. Doch «eigentliche Angst ist selten» (Heidegger), sie überfordert uns in aller Regel. Hier haben nun die sogenannten «Angststörungen» ihren Ort. Statt blosser «Störungen» zu sein, bringen sie in verklausulierter Form jene Bedrohung zum Ausdruck, die dem menschlichen Sein immanent ist. Von pathologischen Ängsten heimge-

sucht werden jene Menschen, die «zu viel» wissen und darum die Angst weder einfach verleugnen noch in religiösen Sinndeutungen Zuflucht finden können.

Das skizzierte Angstverständnis hat also auch Konsequenzen für eine daseinsanalytische Psychotherapie von Angstphänomenen. Es erlaubt, in den manifest so irrealen und darum als «krank» diagnostizierten Ängsten einen «gesunden» Kern zu sehen und zu verstehen, dass sich die Betroffene-

nen ihre Ängste, wiewohl sie so sehr unter ihnen leiden, nicht einfach ausreden lassen, sondern wider alle Vernunft auf ihrem Realitätsgehalt insistieren, auch wenn sie dabei die Realität des Hier und Jetzt mit der Realität der *Conditio humana* verwechseln.

Alice Holzhey-Kunz

Das tägliche Brot von Rehabilitationspsychologe Peter Gugger

Ich bitte die Klientin, sich in ihr Zimmer zurückzuziehen und ihren Computer zu starten, damit ich anschliessend mit ihr noch die neu geladenen neuropsychologischen Trainingsprogramme anschauen kann.

Jetzt sind die Eltern und ich alleine am Tisch, und es kommt mir ein Schwall von Aggression entgegen. Ihre vormals sehr hübsche junge Tochter sei, korrekt fahrend auf dem Arbeitsweg zu ihrem Praktikum als angehende Krankenpflegerin, durch einen ausländischen Raser zum «Krüppel» gefahren worden. Die Mutter erklärt mir weinend, dass doch allein sie jetzt die richtige Bezugsperson sein könne und sie alles dafür täte, um ihre Tochter zu fördern.

Nach eingehender und sachlicher Diskussion sind die Eltern bereit, mir den Auftrag zu übergeben, für sie in einer Spezialklinik für Hirnverletzte einen Besuch zu organisieren.

Zum Abschluss besuche ich die Tochter in ihrem Zimmer, wo ich mir ihre

aufgestarteten neuropsychologischen Trainingsprogramme zeigen lasse.

Über die Mittagszeit fahre ich zurück in die Praxis, damit ich pünktlich um 14 Uhr meine zweite Klientin empfangen kann. Die Klientin, die unter einem Schleudertrauma leidet, möchte mit mir die nächsten Schritte zu ihrer Umschulung zur Logopädin besprechen. Im Vordergrund steht das Praktikum, das bis zur Studienaufnahme an der Fachhochschule absolviert werden muss.

Von 15 bis 16 Uhr wiederum Schreibarbeit erledigen (Verlaufsprotokoll der Besprechung vom Vormittag erstellen). Dann den Besuch in der Spezialklinik für Hirnverletzte organisieren; anschliessend telefonische Information an die Eltern, an die Versicherung für eine eventuelle Kostengutsprache und an den Anwalt. Diese Telefonate müssen wiederum im Verlaufsprotokoll festgehalten werden.

Von 16 bis 17 Uhr zweite Besprechung mit einem nächsten Klienten

mit schwerer Rückenverletzung (Töffunfall). Zurzeit macht ihm die Umschulung an der Akad zum Technischen Kaufmann wegen fehlender Französisch- und Englisch-Kenntnisse grosse Schwierigkeiten. Ich organisiere in Absprache mit der Haftpflichtversicherung (Kostengutsprache) dem Klienten per Telefon eine geeignete Stützlehrerin.

Von 17 bis 19 Uhr sind noch weitere administrative Tätigkeiten auszuführen (Berichte an Versicherungen, Abrechnungen, Protokolle und Briefe an Klienten).

Also, viel Schreibarbeit gehört zum täglichen Brot eines selbstständigen Berufsberaters und Rehabilitationspsychologen.

Um 20 Uhr geniesse ich zusammen mit meiner Lebenspartnerin einen einzigartigen musikalischen Abend mit dem weltbesten Bandoneon-Spieler Carel Kraayenhof und seinem Sexteto Canyengue anlässlich der Zürcher Tango-Woche.

Peter Gugger

AKTUELLES AUS IHREM INTERESSENGBIET

Kernen, H.:

Arbeit als Ressource

Gesund und leistungsfähig dank persönlichem und betrieblichem Ressourcenmanagement
2005. 220 S., Tab., kart., CHF 48.– (Haupt) 3-258-06873-9

Welche arbeitsgestaltenden, welche persönlichen Ressourcen gestatten uns, den Herausforderungen der Arbeit auch langfristig gewachsen zu sein? Und wie lässt sich durch gezieltes Erfassen und Fördern dieser Ressourcen die Leistungsfähigkeit des arbeitenden Menschen nachhaltig sicherstellen – zum Gewinn des Arbeitgebers und des Arbeitnehmers? Das sind die zentralen Fragen, die in dem praxisnahen Buch bearbeitet werden.

Küng, Z.:

Was wird hier eigentlich gespielt?

Strategien im professionellen Umfeld verstehen und entwickeln
2005. 162 S., kart., CHF 48.– (Springer) 3-540-23775-5

Küng, eine erfahrene Coachingfachfrau, veranschaulicht durch viele Praxisbeispiele die Vorgehensweise: Welches Spiel wird gespielt? Wie verhält man sich? Was sind die eigenen Trümpfe? Die Gecoachten sehen die Situation mit einem neuen, geschärften Blick – und greifen bewusst und erfolgreich in das Spiel ein!

**Bestellen ist ganz einfach: Rufen Sie uns an: 0848 482 482 (Normaltarif)
oder schreiben Sie uns eine E-Mail: contact@huberlang.com**

Huber & Lang, Hogrefe AG, BUBENBERGHAUS, Schanzenstrasse 1, Postfach, 3000 Bern 9
Huber & Lang, Hogrefe AG, HUMANA, Stadelhoferstrasse 28, Postfach, 8021 Zürich 1

HUBER & LANG



Das tägliche Brot von Notfallpsychologin Monica Fischer

«Muss das Rad zum Glück nicht jedes Mal neu erfinden»

Ein Tag im Leben der Notfallpsychologin Monica Fischer: duschen, frühstücken, ein, zwei, drei Tassen Kaffee trinken, den Tag strukturieren, Buchhaltung und Korrespondenz führen, Krisenberatung, viel Wille, die Sommerferien endlich zu planen. Und dann klingelt das Telefon...

Ich stehe auch am Sonntag früh auf – Macht der Gewohnheit – und nehme noch vor dem Duschen die Butter aus dem Eiskasten; ich hasse zerbröseltes Knäckebrot. Beim Frühstück lese ich zuerst alle Artikel, für die ich während der Woche keine Zeit hatte, und genieße es, keine Eile zu haben – die vergangene Woche war anstrengend. Beim dritten Kaffee beginne ich mit der Tagesplanung: aufarbeiten dessen, was liegen geblieben ist, und die kommende Woche vorbereiten. Mein Alltag ist unregelmässig und bedarf minutiöser Planung, damit ich ihn auf die Reihe kriege. Das ist zwar aufwändig – doch auch wenn ich mir zwischendurch auch ein geregelteres Leben wünsche, passt mir die grosse Abwechslung letztlich doch recht gut. Heute muss ich endlich Rechnungen schreiben. Ich berate und begleite freiberuflich private Personen sowie Institutionen bei der Bewältigung von Krisensituationen. Dann muss ich meine Buchhaltung kontrollieren und die eingegangenen Mails bearbeiten. Ich komme in letzter Zeit nicht ausreichend dazu, mein Netzwerk zu pflegen. Zum Glück ist mein Umfeld stabil und kündigt mir die Freundschaft auch dann nicht, wenn nur einzeilige Mails oder gar Funkpausen entstehen. Nächste Woche gebe ich ein Seminar für stellensuchende KadermitarbeiterInnen, dafür muss ich noch die Unterlagen kontrollieren. Ich habe in diesem Gebiet grosse Erfahrung und muss das Rad zum Glück nicht jedes Mal neu erfinden; seit sechs Jahren arbeite ich als Angestellte (freiberuflich/Teilzeit/Ganzjahresarbeitszeit) für mehrere grössere Institutionen. Dann muss ich heute noch vorkochen. Ich ertrage zum Beispiel keinen Weizen, also nehme ich mein Mittagessen jeden Tag mit, ich bin ein Tupperware-Freak. Weiter lege ich mir am Sonntagabend die Businesskleider für die Woche parat, ich

will, wenn ich um 5.30 Uhr aufstehe, nicht an solche Dinge denken müssen. Dann müssen die Haare gewaschen werden, auch das ist aufwändig, es dauert vor allem, bis sie trocken sind, Haartrockner sind mir zuwider. Und wenn ich dann alles geschafft habe, kann ich mich auf den Abend freuen, wir wollen wieder mal Ossobucco kochen und beim Essen die Sommerferien planen.

Dann setze ich mich an den Computer und beginne mit der Arbeit. Mitten drin klingelt das Telefon: Carunglück am Grossen St. Bernhard, die Anfrage, ob ich Bereitschaftsdienst übernehmen könne. Ich bin nicht begeistert, aber anstatt ganz abzusagen, lasse ich mich in die zweite Reihe stellen, wenn sonst niemand kann, dann... Ich will schliesslich meine Berge abtragen und brauche diesen Sonntag. Um 13.30 Uhr klingelt das Telefon erneut, diesmal das Handy, ich sehe schon auf dem Display, dass es jetzt um den Einsatz vor Ort geht, und nehme das Gespräch an. Um 14 Uhr muss ich in Bassersdorf bei Medica sein, notiere mir die ersten Fakten und bestelle meinen Bruder – er fährt Taxi. Mir bleiben exakt 30 Minuten. Als Nächstes nehme ich das Einsatzkofferchen aus dem Schrank, überlege kurz, was ich anziehen muss: sicher gute Schuhe, es könnte Schnee haben, und eine warme Jacke. Ich werde mich eventuell im Freien aufhalten müssen, es könnte auch spät werden oder eine Auswärtsnacht geben. In 15 Minuten bin ich reisefertig, wie immer, der Ablauf ist trainiert. Im Taxi orientiere ich per SMS meinen Mann, der zu diesem Zeitpunkt in der Luft ist, irgendwo über den Alpen. Der Abend ist damit gelaufen, wir werden uns heute nicht mehr sehen.

Bei Medica angekommen – ich bin die Letzte, die eintrifft –, findet ein kurzes Briefing statt. Wir wissen nicht viel, es gibt eine Passagierliste und Informationen (noch ungesichert), wonach es Überlebende gibt, Schwerverletzte und zwölf Tote, darunter ein kleines Kind. Wir packen Wasser, Sandwichs und unser Gepäck in den Wagen und fahren los; die schnellste Möglichkeit, an den Ort des Unglücks



Monica R. Fischer, Dipl. Psych. FH, Fachpsychologin SBAP, in Notfallpsychologie, dipl. Supervisorin IAP. Studierte 1971–76 an der Hochschule für Kunst und Gestaltung (gestalterische Lehrberufe). 1990–94 Studium der Psychologie am IAP in Zürich und 2002 NDK in Notfallpsychologie an der HAP. Arbeitsfeld sind verschiedene Krisenberatungsstellen, das Bildungswesen und Extremstresssituationen. Sie ist Teamleiterin im Freiwilligenkorps von Carelink und koordiniert psychologische Einsätze.

zu gelangen, ist der Personentransporter der Flughafensanität. Unser Fahrer ist ein Profi, im Wageninnern nehmen wir weder das Martinshorn noch die nahezu 200 Sachen, mit denen wir unterwegs sind, wahr und können uns in Ruhe auf den Einsatz vorbereiten.

Es ist 2.30 Uhr, als ich zu Hause ankomme, und obwohl ich müde bin, krame ich noch ein wenig rum. Es war ein schwieriger Einsatz, gehäuft aggressive Reaktionen setzen mir immer sehr zu. Ich werde morgen müde sein und muss am nächsten Abend früh ins Bett, sonst stehe ich die Woche nicht durch. Mein letzter Gedanke gilt der flexiblen Planung; ich rechne erfahrungsgemäss mit der Nachbetreuung der Unglückstopfer und von deren Angehörigen. Ich überlege, was mein bereits dichtes Alltagsprogramm verträgt, und lösche das Licht.

Monica Fischer

Das tägliche Brot von Neuropsychologe Ernst Schieler

«Viele traten ein und traten aus. Ich aber blieb»



Ernst Schieler, Fachpsychologe SBAP, in Kinder- und Jugendpsychologie und Psychotherapie, ist Leiter der Neuropsychologie am Rehabilitationszentrum des Kinderspitals in Affoltern am Albis.

Ernst Schieler arbeitet als klinischer Neuropsychologe am Rehaszentrum des Kinderspitals. Er behandelt und betreut Kinder und Jugendliche, die an den Folgen von angeborenen oder erworbenen Krankheiten oder Verletzungen leiden. In all den Jahren habe er oft über «seine» Kinder und Jugendliche geschrieben, deshalb sei es höchste Zeit, dass diese mal selber zu Wort kommen: Janos, Beni und Vanessa.

Janos

Janos, der in drei Wochen die Reha wird verlassen können: «Nach einem schweren Schädel-Hirn-Trauma auf Grund eines einzelnen Felsbrockens, der im Wallis ganz unerwartet über einen Grashang auf mich herabstürzte, verbrachte ich die Zeit vom 26. Mai bis zum 1. Juli 2004 im Insepsital in Bern. Ich trat dann ins Rehabilitationszentrum des Kinderspitals Zürich ein. An meinem 13. Geburtstag, dem 21. August 2004, durfte ich das erste Mal kurze Zeit nach Hause – schon Wochen im Voraus hatten sich meine Eltern dies als Ziel gesetzt. Was für eine Freude, damals noch im Pflegeroll-

stuhl, alles Vertraute wiederzusehen! Vorerst noch mit einem Tixi-Taxi, einem Behindertentransport im Raum Affoltern, später mit Bekannten und inzwischen sogar selbstständig mit der Bahn, ging ich weiterhin jedes Wochenende nach Hause.

Wenn das alles vorbei ist, ich meine das Klinikleben und so, dann will ich ein glückliches Leben führen. Vorerst bei meinen Eltern, später möchte ich selbstständig und ohne grosse Beschwerden wohnen können. Einen ersten Schritt, den einzigen, von dem ich überzeugt bin, dass er gelingt, kann ich mir am Gymnasium Rychenberg, einer der Kantonsschulen in Winterthur, sehr gut vorstellen. Ich weiss noch nicht, ob er wirklich gut rauskommt, aber ich bin sehr zuversichtlich.

Ich habe in diesem Jahr viele Kinder kennen gelernt, habe mit ihnen gesprochen und mit ihnen gelebt. Manche von ihnen waren in einem sehr schlechten Zustand, wie ich es bestimmt auch einmal war, wieder andere aufrecht auf ihren Beinen stehend und gehend, fähig, ein langes Gespräch mit mir zu führen. Viele Patienten traten ein, traten aus und kamen manchmal erneut und verliessen die Klinik wieder. Aber ich blieb. Wieder und wieder hatte ich das Gefühl, einfach losweinen zu müssen, damit ich das alte Leben zurückbekäme.

Und so weinte ich.

Nichts half, es blieb eine Tatsache, ganz egal, wie *ich* darüber dachte. Und doch sah ich, wie dringend mein Körper das noch benötigt hatte. Ich sah es und wollte es nicht wahrhaben. Ich dachte, nach dieser Zeit, von deren Dauer ich damals noch keine Ahnung hatte, wäre kein frohes Leben mehr möglich. Alle Träume waren plötzlich kaputt. Jedenfalls dachte ich damals so. Und überhaupt ergab dieser Zwischenfall für mich einfach keinen Sinn.

Im Nachhinein denke ich, mein Leben hatte ein solches Ereignis nötig. Einen grossen Brocken der Arbeit des Wiedererlernens habe ich schon überstanden. Das Ganze sehe ich als eine Art Zusatzbildung, eine Riesenlektion des Lebens.»

Beni

Beni hat vor zwei Jahren die Reha verlassen und ist heute in einer Lehre als Betriebspraktikant. Er war als Beifahrer eines Motorradrollers ohne Helm mit dem Kopf frontal auf die Scheibe eines entgegenkommenden Pkw geprallt. Er war mit der Rega ins Akutspital übergeführt und anschliessend ins Rehaszentrum verlegt worden, wo Beni rund ein Jahr interdisziplinär behandelt wurde: «Ich habe auf einmal, so im Jahre 2002, das Bedürfnis bekommen, ein Buch zu schreiben, in dem ich zuerst nur den Unfall schriftlich festhalten wollte. Dann aber bekam ich mit der Zeit Freude am Schreiben.

In der Einleitung des Buches erzähle ich gerade vom Hauptpunkt der Geschichte, meinem Schicksal.

Das ist der Anfang der Geschichte, ich bin ein Amateur im Formulieren.

Ich aber will es den Menschen trotzdem zeigen, wie ich mich in dieser Situation gefühlt habe.

Viele Leute haben mich auch gefragt, wie es so ist im Koma und wie ich mich so gefühlt habe, von der einen auf die andere Sekunde, hart ausgedrückt, behindert.

Das Buch schrieb ich, weil ich allen Leuten zeigen wollte, was die Folgen sind, wenn man bei so einem Unfall keinen Helm trägt.

Ich war immer ein innerlicher Kämpfer, weil ich mir selbst sehr hohe Ziele setzte. Wenn ich sie erreichen konnte, war es gut. Wenn nicht, war es nicht schlimm, und ich wusste wenigstens, dass ich versucht habe. Das ist ein wenig meine Taktik: immer schwer erreichbare Ziele setzen, aber wenn ich sie nicht schaffe, bin ich nicht frustriert oder gar deprimiert.

Ich lasse mich aber von diesem brutalen Lebensschicksal nicht einschüchtern.

Bin zwar in meinem Leben sehr viel vorsichtiger geworden, besitze aber immer noch viel Selbstbewusstsein.»

Vanessa

Am 29. April 2005 wollte die elfjährige Vanessa ihren Hund aus einem Fluss retten. Dabei ertrank sie fast, wurde auf 32 Grad abgekühlt, dann

Das tägliche Brot von Forscherin Agnes von Wyl

«Erst erscheint alles machbar – die Fokussierung geschieht dann Schritt für Schritt»

Der kleinste gemeinsame Nenner, um Agnes von Wyls Arbeitsalltag in Worte zu fassen? Quantitativ viel und qualitativ vielfältig. – Was die Forscherin glücklich macht. Und was eher weniger.

Seit bald fünf Jahren arbeite ich an der Kinder- und Jugendpsychiatrischen Klinik (KJPK) der Universitären Psychiatrien (UPK) in Basel. Ein wichtiger Teil der Arbeit ist die Mitarbeit in Forschungsprojekten, vor allem im von uns so genannten «Kindergartenprojekt». Die Forschungsprojekte der KJPK werden fast ausschliesslich über Drittmittel finanziert, das heisst, die Finanzierung muss immer aufs Neue mit Anträgen an den Schweizerischen Nationalfonds oder an Stiftungen sichergestellt werden.

An einem komprimierten imaginierten und hier wiedergegebenen Forschungsalltag komme ich am Morgen ins Büro und schreibe als Erstes deshalb einen Forschungsantrag. Die Ideen haben sich aus dem letzten Projekt entwickelt, vielleicht hat sich in der klinischen Arbeit eine wichtige Fragestellung herausgestellt, oder man realisiert, dass in einem an sich wichtigen Gebiet bisher kaum geforscht wurde. Bis aus der mehr oder weniger vagen Idee eine operationalisierbare Fragestellung herausgearbeitet ist, braucht es ein vertieftes Literaturstudium, die Auseinandersetzung mit theoretischen Überlegungen und bisherigen Forschungsergebnissen. Es ist ein sehr kreativer, aber auch intensiver und intellektuell herausfordernder Prozess, in dem am Anfang alle Möglichkeiten machbar erscheinen und man sich Schritt für Schritt auf einen bestimm-

ten Gegenstand fokussiert. Immer muss auch die Ethikkommission im Auge behalten werden, denn jedes psychiatrische (und oft auch psychologische) wissenschaftliche Projekt muss heutzutage von einer solchen bewilligt werden – eine Tätigkeit, die rund eine halbe Stunde dieses prototypischen Arbeitstags in Anspruch nimmt. Gleichzeitig werden auch schon Vorarbeiten gemacht für den Fall, dass der Antrag angenommen wird. Während dieser Phase unseres Kindergartenprojektes zum Beispiel haben wir mit dem Kindergartenrektorat Kontakt aufgenommen, damit später die Untersuchungen in den Kindergärten auf einer kooperativen Basis durchgeführt werden konnten.

Leicht nervös warten wir in der kurzen Kaffeepause auf die Nachricht bezüglich der Annahme oder eben Ablehnung des Projektes. Glücklicherweise erfahren wir, dass das Projekt (wenn auch oft mit einer finanziellen Einbusse) bewilligt wurde: Die Erhebungsphase kann beginnen. Wir wählen die Kindergärten aus, stellen mit allen Kindergärtnerinnen Kontakt her, informieren an Elternabenden die Eltern und werben um die Teilnahme. Mit Hilfe von ProjektassistentInnen und DoktorandInnen führen wir schliesslich die Untersuchungen in den Kindergärten durch, eigentlich das Kernstück des Projektes. Diese Phase dauert bis Mitte des Nachmittags.

Da wir viele Videoaufnahmen haben, müssen alle zuerst geratet werden, bevor sie als statistische Daten in ein Datenfile integriert werden können. Diese Phase beginnt schon vor dem Mittag unseres Tages; was an Daten



Agnes von Wyl, Dr. phil., Fachpsychologin für Psychotherapie FSP, studierte Psychologie, Psychopathologie im Kindes- und Jugendalter und Ethnologie in Zürich. 1998 Promotion über Erzählungen von Patientinnen mit Essstörungen. 1999/2000 Oberassistentin und wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Abt. Klinische Psychologie I in Zürich; Co-Leiterin der Forschungs- und Beratungsstelle. Psychoanalytische Ausbildung am psychoanalytischen Seminar in Zürich. Seit 2000 wissenschaftliche Mitarbeiterin und klinische Psychologin an der Kinder- und Jugendpsychiatrischen Universitätsklinik und Poliklinik (KJUP) Basel.

neu hereingetragen wird, kann gleich bearbeitet werden. Alle Daten, auch die von Fragebogen usw., werden wiederum durch Forschungsassisten-

>>>

>>> Fortsetzung von: Das tägliche Brot von Neuropsychologe Ernst Schieler

mechanisch und medikamentös reanimiert, während weiterer fünf Tage intubiert und beatmet unter Weiterführung der Kühlung. Am 19. Mai trat sie ins Rehazentrum ein: «Ich kam vor sieben Wochen in die Reha. Der erste Eindruck war nur *schlimm*. Mama schlief die erste Nacht bei mir. Darüber war ich sehr froh. Das erste Wochenende war langweilig, ich dachte, das stehe ich nie durch.

Am Montag danach ging ich das erste Mal zur Schule. Es war cool. Aber dann am Dienstag wollte ich zum ersten Mal wieder rechnen – ich konnte es überhaupt nicht mehr.

Ich kam nach drei Wochen in die WG, dort ging die Zeit viel schneller vorbei. Aber diese doofen Regeln sind einfach idiotisch!

Aber ich zog das durch. Jetzt gehts mir wieder viel besser. Ich bin froh,

dass ich wieder Rechnen und Schreiben kann, Hüpfen und Rennen und vieles mehr. Ich habe auch schon Kollegen und Kolleginnen, aber ich bin auch sehr froh, dass ich in einer halben Woche heim kann.»

Protokolliert von Ernst Schieler

Das tägliche Brot von Kinder- und Jugendpsychologin Mariann

«Die Jugendlichen bevorzugen die imaginative Therapieform»

Die Kinder- und Jugendpsychologin Mariann Holti ist ein postmoderner Mensch: flexibel und des raschen Rollentauschs kundig. Sie legt die Basis zu ihrer täglichen Arbeit mit Aussen- und Innensichten. Doch lesen Sie selber.

Meinen Tag beginne ich mit Taiji Qi-gong, oben auf unserer Dachterrasse. Ich bin in der privilegierten Situation, dass eine Bewohnerin im Haus, wo ich wohne, Lehrerin für diese fernöstliche Disziplin ist. So komme ich jeden Morgen um 6.30 Uhr in den Genuss dieser entspannenden und gleichzeitig anregenden Übungen. Mit dem Blick über den Zürichsee, zum nahen Burg-hölzli-Hügel, zu den Türmen von Grossmünster, Fraumünster und St. Peter, weiter zur ETH-Kuppel, dann in die entgegengesetzte Richtung zu den Glarner und Innerschweizer Alpen beginnt sich meine äussere und innere Sicht zu weiten. Es eröffnen sich immer wieder neue Blickwinkel, die unter anderem die Basis meiner täglichen Arbeit beeinflussen.

Ich lege den Weg zur Praxis, wenn immer möglich, mit meinem Fahrrad zu-



rück. Ich geniesse diesen Weg, der einmal am See entlangführt und ein andermal durch das urbane Seefeldquartier. Die Praxis mit dem kleinen Vorgarten vermittelt einen freundlichen, fast ländlichen Eindruck. Sowohl Kinder als auch deren Eltern fühlen sich in diesem Praxishäuschen wohl. Auch ich liebe diese einfachen, bescheidenen Räume, die eine über hundertjährige Geschichte haben. Es ist ein Ort der Ruhe, des Geborgen-

seins und vielleicht gerade deshalb auch der Dynamik.

Ich bin oft am Ende eines Tages sehr erstaunt, was in diesen Räumen alles geschehen kann, von welchen Gefühlen, Wünschen und Sehnsüchten diese berichten könnten.

Meine Arbeit ist genauso Teil meines Lebens wie meine Familie, meine FreundInnen, meine Liebe zur Musik, zur bildenden Kunst und zu den Büchern. Ich habe das Glück, einen wun-

»» Fortsetzung von: Das tägliche Brot von Forscherin Agnes von Wyl

Innen möglichst ohne Fehler eingeben. Vielleicht schon gleich nach dem Mittagessen machen wir statistische Berechnungen. Dabei bekommen wir einen ersten Eindruck der Datenlage. Nebenher läuft die Datenerhebung weiter, es gibt Besprechungen mit Eltern und Kindergärtnerinnen. Erste Vorträge an Fachtagungen finden statt. Es sind ideale Bedingungen, um Kontakte zu knüpfen, aber auch um die eigene Arbeit einem kritischen Fachpublikum zu präsentieren. Und es sind auch ideale Bedingungen, um interessante Leute aus der ganzen Welt kennen zu lernen und in schöne Städte zu reisen. Die Forscherin schätzt diese Abwechslung.

Der Auswertungsprozess ist aber sowieso mit einer vertieften Reflexion verbunden, zu der man erneut Theorien und empirische Daten hinzuzieht. Einige Hypothesen können bestätigt werden. Das macht die Forscherin glücklich.

Andere Resultate sperren sich gegen die anfänglichen Vermutungen. Das macht die Forscherin zuerst unglücklich. Gleichzeitig ist die Auseinandersetzung damit intellektuell herausfordernd und somit doch sehr befriedigend. Oft sind gerade diese Resultate die Keimzelle für spätere Forschungsprojekte. Schliesslich soll alles in griffige Zeitschriftenartikel gefasst werden, die vor dem strengen Blick der Reviewer bestehen. Denn: je höher der «Impact-Factor» einer Zeitschrift (je mehr die Artikel einer Zeitschrift von anderen Zeitschriftenartikeln zitiert sind), umso kritischer der Review-Prozess, aber auch umso höher das Renommee für die Autoren. Dies ist nicht ganz unwichtig, damit ich – um im Bild zu bleiben – am nächsten Tag wieder mit dem Verfassen eines Antrages beginnen kann, der gute Chancen hat, den ganzen Prozess erneut in Gang zu bringen. Aber selten schafft

ein Artikel gleich beim ersten Mal diese Hürde, meistens soll er noch umgeschrieben werden, oder er wird ganz abgelehnt. Die Forscherin versucht ihr Glück dann bei einer anderen Zeitschrift, deren Impact-Factor nicht so hoch ist. Schliesslich wird er doch angenommen, und zum Schluss des Tages knallen die Champagnerkorken (wobei dieser Arbeitstag auch bis in die Nacht hinein dauern kann, wenn irgendein Abgabetermin ansteht). Oder sie knallen mitten am Vormittag, denn selbstverständlich überlagern sich die verschiedenen Projekte: Während ein neuer Projektantrag geschrieben wird, werden vom vorhergehenden noch letzte Auswertungen gemacht und Artikel geschrieben. Die Forscherin arbeitet viel, aber sie schätzt die Vielfältigkeit ihrer Arbeit, und sie schätzt es, immer wieder neue komplexe Fragestellungen lösen zu können.

Agnes von Wyl

Das tägliche Brot von Kinder- und Jugendpsychologin Mariann Holti

derbaren Beruf ausüben zu dürfen und damit «mon pain quotidien» verdienen zu können. All meine Fähigkeiten sind gefragt, und ich bewege mich täglich in unterschiedlichen Welten: in den Welten der Kleinkinder, der Pubertierenden, der Spätadoleszenten, der Familien und der unterschiedlichsten Menschen. Daraus ergibt sich, dass kein Arbeitstag dem andern gleicht, jeder ist anders, und das entspricht auch meinem Wesen. Obwohl auch Routine zu meinem Arbeitsalltag gehört, ist er doch mehrheitlich von raschem Umdenken, Ergründen, Analysieren und Kreativität geprägt. Ich biete unter anderem das Sandspiel als Therapieform. Dies ist ein höchst



kreatives und auch lustvolles Mittel, das vor allem Kinder gerne anwenden, von dem jedoch auch Erwachsene profitieren können. In der kleinen Küche kann auch gebacken und gebastelt werden. Das Vorlesen einer Geschichte, die zur Identifikationsbildung dient, setze ich oft ein, wenn ein Kind Ruhe und Geborgenheit braucht. Die Jugendlichen bevorzugen das Gespräch und die imaginative Therapieform, wie ich sie im katathymen Bilderleben (Arbeiten am Tagtraum) anbiete. Ebenfalls sind die Eltern- und Lehrergespräche ein wichtiger Bestandteil in meiner täglichen Arbeit. Besuche in Schulen und Heimen, wenn dies die Situation eines Thera-



Das tägliche Brot von Kinder- und Jugendpsychologin Mariann Holti



piekindes erfordert, gehören gelegentlich ebenfalls zu meinem Arbeitsalltag. Auch Kontakte mit Behörden – Jugendsekretariate, Amtsvormundschaft, Schulbehörden –, juristische Absicherungen, Berichte, die ich dann oft am Abend zu Hause schreibe, und natürlich die täglichen Einträge in die Krankengeschichten sind Bestandteil meiner Praxistätigkeit.

Mit der Gewissheit, einen intensiven Tag hinter mir zu lassen, schliesse ich dann meine Praxistüre, steige wieder aufs Fahrrad und geniesse wieder den Weg dem See entlang nach Hause. Dankbar, dass sich während dieses Tages viel Gutes entwickeln konnte und Schwieriges bearbeitet wurde, betrete ich unsere Wohnung, wo mich mein Lebenspartner erwartet – oh, ich höre die Bartoli, wunderbar, diese Stimme, und schon bin ich in meiner Welt der Musik und meiner Familie.

Das Telefon klingelt ... «Es ist für dich, Mariann, scheint ein Notfall zu sein.» Und schon bin ich wieder die Psychologin – ein postmoderner Mensch, der flexibel ist und dem der Rollenwechsel nicht allzu schwer fällt.

Mariann Holti

Mariann Holti, Dipl. Psych. FH, Fachpsychologin SBAP in Kinder- und Jugendpsychologie und Psychotherapie. Eigene Praxis, seit 19 Jahren Leiterin eines schulpсихologischen Dienstes im Kanton Zürich.

 **Fachhochschule
Solothurn
Nordwestschweiz**
Technik-Wirtschaft-Soziales

UNSER ANGEBOT 2005 / 2006

NACHDIPLOMSTUDIUM COACHING

Die eidgenössisch anerkannte Coaching-Ausbildung der Fachhochschule Solothurn Nordwestschweiz macht die Teilnehmenden im Grundstudium mit den praxiserprobten Methoden des systemisch-lösungsorientierten Ansatzes vertraut. Das Ziel des Aufbaustudiums ist es, die eigene Rolle als Coach unter einer erweiterten, systemisch-organisationsdynamischen Perspektive zu optimieren. Sie tragen im Prozess des Coachings dazu bei, die individuellen Potenziale der Mitarbeitenden unter dem Fokus unternehmensrelevanter Fragestellungen effektiv zu entwickeln. Diese Ausbildung ist BSO-anerkannt.

– SYSTEMISCH-LÖSUNGSORIENTIERTES COACHING

Grundstudium: (NDK 16) November 2005 – November 2006
Grundstudium: (NDK 17) Mai 2006 – Mai 2007

– SYSTEMISCH-ORGANISATIONS-DYNAMISCHES COACHING

Ein direkter Einstieg ist möglich

Aufbaustudium: (SOC 2) Mai 2006 – November 2007

TAGUNGEN

– COACHING IN UNGEWISSEIT – UNGEWISSES COACHING

Donnerstag, 29. September 2005; 14:00 – 18:00 Uhr

Wie können Führungskräfte mit Ungewissheit umgehen? Erwartungen und Hoffnungen an Coach und Coaching

Dr. Olaf Geramanis, Dr. Peter Szabo, Sabine Wetzler

– ERFOLGREICHE ZEIT-WIRTSCHAFT – VON DER ZEIT-NOT ZUR ZEIT-KOMPETENZ

Donnerstag, 03. November 2005; 08:30 – 17:00 Uhr

Man kann eine Organisation erst dann verstehen, wenn man weiss, wie sie mit Zeit umgeht. In Zusammenarbeit mit dem Institut Zeit und Mensch

FACHKURSE

– BERATUNG IM HIER UND JETZT – GRUPPENDYNAMISCHES TRAINING

Montag, 10. Juli – Freitag, 14. Juli 2006

Das eigene Beratungs- und Interventionsverhalten in Teams und Arbeitsgruppen zielgerichtet weiterentwickeln. DAGG-anerkannt.

– SZENARIO-TECHNIK

Donnerstag, 24. – Samstag, 26. November 2005

Dieses Seminar stellt verschiedene Ansätze der Zukunftsgestaltung mit ihren speziellen Einsatzgebieten vor und trainiert an Fallbeispielen aus dem Teilnehmerkreis die Anwendung der erfolgreichsten Methoden

Information und Anmeldung

FHSO Fachhochschule Solothurn Nordwestschweiz
0848 821 011 | ccc@fhsso.ch | www.fhsso.ch

Die Nr. 1 in Weiterbildung | **OLTEN** | **fhsso.ch**

Das tägliche Brot von Psychotherapeutin Heidi Aeschlimann

«Todmüde ins Bett. Um schon bald wieder aufzustehen»

*SBAP-Präsidentin Heidi Aeschlimann hat den spannendsten Job, den sie sich vorstellen kann. – Das Protokoll der Woche vor **punktum**-Redaktionsschluss.*

Montag, 11. Juli

Ich stehe wie gewohnt spätestens um 6 Uhr auf, starte meinen Mac, überfliege schnell die E-Mails und beantworte, was ohne weitere Recherche geht. Sodann esse ich mit meinem Mann auf der Terrasse Zmorge, genieße meinen Espresso und freue mich über das prächtige Gedeihen der Pflanzen und meines kleinen Biotops. Wird sich je ein Frosch dahin verirren? Um 8 Uhr die erste Klientin. Nach 50 Minuten packe ich meine Tasche mit den Unterlagen zum Thema «Sportpsychologie». Am Sonntag hatte ich diese bearbeitet und mich für die Sitzung vorbereitet. Mein Mann fährt mich schnell an den Bahnhof, damit ich rechtzeitig den Zug nach Olten erwische. Im Zug treffe ich unser Mitglied Max, um die anschliessende Sitzung zu koordinieren. Pünktlich um 10 Uhr treffen wir im Bahnhofbuffet Professor Ruedi Seiler, der für das Curriculum in Sportpsychologie verantwortlich zeichnet. Ziel: Diese Weiterbildung in Sportpsychologie soll auch HAP-AbsolventInnen zugänglich sein und zum Fachtitel SBAP führen. Das anregende und konstruktive Gespräch ist ein Schritt in die richtige Richtung. Mit einigen Aufgaben in der Tasche fahre ich zurück nach Zürich. Von 14 bis 19 Uhr arbeite ich in meiner Praxis. Zwischen 10 vor und der vollen Stunde natürlich immer wieder Telefonate.

Ich genieße den freien Abend mit einem guten Glas Wein.

Dienstag, 12. Juli

Von 8 bis 10 Uhr in der Praxis. Von 10.15 bis 10.50 Uhr treffe ich Herrn Kistler vom Institut für Körperzentrierte Psychotherapie, um ihm unseren Zertifizierungsmodus für Weiterbildungsinstitutionen vorzustellen. Von 11 bis 13 Uhr wieder Praxistätigkeit. Um 13 Uhr in die Physiotherapie. Mein Rücken wird geknetet, eine Wohltat! Um 14 Uhr nochmals die

Behandlung eines Klienten. Und ab 15 Uhr habe ich mir bis 18 Uhr das Ausfüllen meiner Bögen für die SBAP-Praxisstudie vorgenommen. Ich komme recht gut voran. Um 16.15 Uhr klingelt das Telefon. Carelink fragt an, ob ich heute um 19 Uhr am Flughafen Kloten sein könne und einsatzbereit sei. Ich bin. Ein Zürcher KV-Lehrling ist in Bournemouth ums Leben gekommen. Die englische Polizei rätselt über die Ursache. Viele Schüler haben den Sprachaufenthalt vorzeitig abgebrochen. Für drei Lehrlinge ist die Rückreise noch ungewiss. Angeblich will die Dorset Police die drei Lehrlinge erst laufen lassen, wenn klar ist, was den Tod des einen Lehrlings verursacht hat. Ich räume meine Unterlagen weg. Hole die Reisetasche, packe und überlege, wen ich alles informieren muss. Die beiden Klienten am Abend verschiebe ich. Mein Mann wird die restlichen Klienten informieren. Er bringt meine Kollegin Katharina und mich auf den Flughafen. Geld wechseln. Mein Pass ist just abgelaufen; die Flughafenpolizei erstellt einen Notpass. Carelink übergibt uns die elektronischen Tickets, die letzten Infos, und wir checken ein nach London. Vor dem Gate treffen wir die Mutter eines betroffenen Lehrlings. Sie reist mit uns. In London werden wir abgeholt, und ab gehts nach Bournemouth. Und nun beginnt unsere Arbeit richtig. Wir lassen uns vor Ort informieren und überlegen uns danach zu dritt unsere Strategie für den kommenden Tag. Um 2 Uhr in der Früh sinken wir todmüde ins Bett. Um schon bald wieder aufzustehen.

Mittwoch, 13. Juli

Vor dem Morgenessen haben Beat, Katharina und ich unsere Informationen telefonisch eingeholt und tauschen nun beim English Breakfast unsere Nachrichten aus. Zu dritt fahren wir mit dem Taxi zum College. Es läuft natürlich nicht so, wie wir uns das ausgedacht haben, doch wir finden Lösungen. Der Tag vergeht mit Telefonieren, dem Fällen von Entscheidungen und vielen Gesprächen. Es wird Abend, ohne dass ich etwas Essbares zwischen die Zähne gekriegt hätte!



Heidi Aeschlimann, Dipl. Psych. FH, SBAP-Präsidentin, ist seit 1985 psychotherapeutisch tätig. Neben ihrer Praxistätigkeit ist sie auch für Carelink notfallpsychologisch im Einsatz.

Wir gehen schliesslich in eine Pizzeria. Wieder klingelt das Telefon. Der auf Mittag erwartete Lehrer ist nun eingetroffen. Beim Pizzassessen klären wir ihn über das Vorgefallene auf und bitten ihn, weitere Aufgaben zu übernehmen. Zurück im Hotel, läuft das Handy wieder heiss. Für einige Stunden Schlaf reicht es trotzdem.

Donnerstag, 14. Juli

Frühmorgens (ohne meinen geliebten Espresso!) fahren wir mit den Schweizer Lehrlingen nach London. Katharina und Beat sollen sie auf dem Flug nach Zürich begleiten. Ich gehe auf den planmässigen Flug. Mein Mann holt mich am Abend am Flughafen ab. Ich freue mich auf ein verdientes, feines Abendessen. Unser Einsatz war sehr befriedigend, und wir drei haben wunderbar harmoniert: ein Dreamteam!

Während des Nachtessens klingelt das Telefon. Die Botschaft bringt Spannungen und Ärger und Unsicherheit.

Das tägliche Brot von Psychotherapeutin Heidi Aeschlimann

Nochmals ein Telefon nach Bourne-mouth. Ich schlafe unruhig.

Freitag, 15. Juli

Heute stehe ich um 5 Uhr auf, denn gestern mochte ich die Mails nicht mehr lesen. Nach zwei Stunden habe ich «aufgeräumt». Um 8 Uhr wieder der erste Patient. Um 9.30 Uhr zur Computertomografie ins USZ. Der Apparat ist defekt – ich habe also gewonnene Zeit. Ich leiste mir den Luxus und fahre in aller Ruhe mit dem

Auto durch die Waschstrasse. Immer wieder gehen mir die Bilder der vergangenen Tage durch den Kopf. Heute sollten die drei Lehrlinge wieder in die Schweiz zurückkehren dürfen. Von 13 bis 15 Uhr Arbeit in der Praxis. Danach läuft das Telefon wieder heiss. Good News aus England. Ich gebe meine Informationen allen Beteiligten weiter. Heute Abend bin ich in Bern eingeladen, weil ich ein Vorwort für das neue Buch von Catherine Herriger verfasst habe. Am Samstag stehen das

Klee-Museum und die Bilder aus China im Berner Kunstmuseum auf dem Programm.

Pendenzen fürs Wochenende: Texte fürs **punktum** schreiben, alle abgesagten Termine mit den Klienten neu abmachen, die Sportpsychologie-Aufgaben erledigen und ein Zeugnis für die Versicherung eines Klienten schreiben. Und und und. Ich haben den spannendsten Job, den es gibt!

Heidi Aeschlimann

AKTUELLES AUS IHREM INTERESSENGEBIET

Laireiter, A.-R. / U. Willutzki (Hrsg.):

Ausbildung in Verhaltenstherapie

2005. 503 S., kart., CHF 86.– (Hogrefe) 3-8017-1336-9

Das Buch fasst den gegenwärtigen Stand der Ausbildungsforschung und Ausbildungspraxis zusammen und will dadurch zur Reflexion und Weiterentwicklung der Ausbildung in Verhaltenstherapie beitragen.

Spitzer, M.:

Frontalhirn ...»an Mandelkern

Letzte Meldungen aus der Nervenheilkunde

2005. 127 S., Abb., Tab., CHF 36.70 (Schattauer) 3-7945-2409-8

Es geht um kurze Diskussionen und Berichte aus dem Bereich der Neurobiologie, die aus der Sicht des Autors neben dem Menschen auch Gott und die Welt einschliessen und daher gar nicht weit genug verstanden werden können

Yalom, I. D.:

Die Schopenhauer-Kur

2005. 446 S., geb., CHF 38.50 (BTB) 3-442-75126-8

Jahrelang hat der 65jährige Psychoanalytiker Julius Hertzfeld anderen dabei geholfen, sich der Endlichkeit von allem zu stellen – jetzt muss er sich mit seiner eigenen auseinandersetzen. War seine Arbeit wirklich bedeutungsvoll? Was ist mit jenen Patienten, bei denen er versagt hat? Besonders ein Fall, der Jahrzehnte zurückliegt, macht ihm zu schaffen.

Bestellen ist ganz einfach: Rufen Sie uns an: 0848 482 482 (Normaltarif) oder schreiben Sie uns eine E-Mail: contact@huberlang.com

Huber & Lang, Hogrefe AG, BUBENBERGHAUS, Schanzenstrasse 1, Postfach, 3000 Bern 9

Huber & Lang, Hogrefe AG, HUMANA, Stadelhoferstrasse 28, Postfach, 8021 Zürich 1

HUBER & LANG



Das tägliche Brot von A+O-Psychologin Brigitte Letuha

«Schauen, dass Menschen im Unternehmen wachsen können»

«Wissen Sie, ich arbeite nicht sehr psychologisch in meinem jetzigen Job!», war die erste Reaktion Brigitte Letuha auf die Anfrage, ob sie einen Tag in ihrem Arbeitsleben als Organisationspsychologin IAP schildern könne. Also machte sie sich auf die Suche nach dem genuin psychologischen Gehalt eines typischen Arbeitstags. Und kam ins Staunen.

Ich arbeite bei SBB Cargo als Verantwortliche für das Management-Development allgemein und das Management-Trainee-Programm, und ich koordiniere einige Personalentwicklungsaufgaben für meine Division. Diese Aufgaben mache ich jetzt seit zwei Jahren, und wahrscheinlich gibt es bald eine grössere Änderung. Diese beschäftigt mich im Hinterkopf doch recht stark, merke ich. Gerade das ist für das Leben in unseren Organisationen typisch. Unsere Jobs sind wie Amöben. Sie haben keine klaren Konturen, die Strukturen, Schwergewichte und Grenzen der Aufgaben verschieben sich laufend.

Heute kommt der Zug pünktlich in Basel an, wie meistens. Ich treffe einen Kollegen aus einer anderen Division und zeige ihm kurz unser neues architektonisch herausragend gestyltes Gebäude. Er erzählt mir von den Arbeiten am SBB-Energienetz, von den Reparaturen der letzten Tage, an denen er beteiligt war. Der kurze Blick hinter die Kulissen des Medienereignisses «SBB ohne Strom» ist interessant.

Um 8.30 Uhr starte ich mein Standortbestimmungsgespräch mit einer Trainee. Die junge Frau arbeitet seit einem Jahr bei uns. Wir besprechen zu zweit ihren Entwicklungsplan. Was hat sie schon umsetzen können, was müssen wir noch aufgleisen? Welche Weiterbildungen machen Sinn hinsichtlich ihrer beruflichen Ziele? Mehr fachlich oder mehr Soft Factors? Wir halten alles auf meinem Notebook fest. Am Schluss fordere ich sie noch zu einem Austausch über unsere einjährige Zusammenarbeit auf. Wie hat sie mich als ihre Programmverantwortliche erlebt, was hat gepasst, was weniger? Auf dieses Gespräch folgen bis 12.30 Uhr noch zwei weitere Standortbe-

stimmungen mit Trainees. Die Standortbestimmungsgespräche führe ich gerne. Es ist schön, zu den jungen Menschen Beziehungen zu pflegen und zu sehen, wie sie sich eingelebt haben und rasch lernen.

Dazwischen kurz ein Problem lösen: Die Verantwortlichen einer Partnerfirma wollen die Unterkunftskosten eines Trainee während dessen Aufenthalt für sechs Monate bei ihnen in Grossbritannien nicht wie abgesprochen bezahlen. Kein Wunder, haben sie doch eine enorm teure ausgewählt. Ich führe zwei Telefonate, hoffentlich lässt sich das bereinigen, sonst muss ich in der Eile eine andere Partnerfirma und eine andere Auslandsstelle finden.

Am Nachmittag widme ich mich dem «neuen» Jahrgang der sechs Trainees, die im August starten werden. Die Zuteilung der Einstiegsstellen ist meine Aufgabe. Ich richte mich dabei nach den Interessen und Berufszielen, die mir die BewerberInnen in den Vorstellungsgesprächen mitgeteilt haben – und ein bisschen auch nach ihrer Persönlichkeit, so wie ich sie in zwei Gesprächen und in einem AC-Bericht kennen gelernt habe. Ich überlege mir, in welchem Umfeld und mit welchem der Vorgesetzten sie ihr Wissen am besten einbringen und am reibungslosesten ins Berufsleben starten können. Zum Beispiel haben wir eine Arbeitspsychologin aus Deutschland eingestellt. Kann das gut gehen, wenn sie gleich zu Beginn mitten im operationellen Bahngeschäft landet, mitten unter den alten SBBlern?

Andererseits wäre es gut, einmal eine Frau dort zu haben. Ich frage den Vorgesetzten per Mail und Telefon, ob er sich das vorstellen kann. «Aber natürlich, das geht gut, wir haben sicher Aufgaben für sie!», meint er ermunternd. Ich freue mich und halte die Einstiegsstellen für die sechs Leute fest. Dann rufe ich eine und einen nach dem anderen auf ihre Mobiltelefone an. Ich kann mir gut vorstellen, dass sie schon gespannt sind auf ihren Berufseinstieg in sechs Wochen. Alle erreiche ich sofort, die Handys sind unglaublich praktisch. Ich gratuliere zu Studienabschlüssen, erkundige



Brigitte Letuha, geboren in Wien, Studium der Volkswirtschaft an der Universität Wien. Tätigkeiten in Treuhandwesen, Controlling und Marktforschung. Studium der Organisationspsychologie am IAP in Zürich. Nach Studienabschluss international aktiv in der Personal- und Führungskräfteentwicklung. Seit zwei Jahren «Relationspartner Personalentwicklung» bei SBB Cargo und primär verantwortlich für Management-Development.

mich nach Ferien und Umzügen, erkläre, ermutige und bestätige. Gleichzeitig mache ich auch ein bisschen Erwartungsmanagement: Der Brief zum ersten Arbeitstag kann recht spät kommen, nicht nervös werden. Und vielleicht ruft der Vorgesetzte vorher an, manche machen das, das wäre dann Herr X.

Zwischendurch rufe ich noch, ganz spontan, einen neuen Linienmanager an, der vor einem Monat bei uns angefangen hat. Er wird ab August einen Trainee bei sich haben, und ich möchte, dass er das Programm und mich kennt. Damit er weiss, welche Aufgaben er dem jungen Mann geben kann, wie das Programm abläuft und dass sich jemand darum kümmert. Zufällig hat er wenig später Zeit für ein Gespräch. Ich suche Unterlagen zusammen, nicht zu viel, nicht zu wenig, und mache mich auf in sein Büro. Ein ganz

Das tägliche Brot von Verkehrspsychologe Hans Jöri

«Rasern ist zum Teil nicht bewusst, wann und warum wie schnell zu schnell ist»

Freude an der Bewegung haben alle. Raser indes stellen ihre Lust am raschen Fortkommen über das Wohlergehen anderer Menschen. Der Verkehrspsychologe Hans Jöri erklärt, aus welchen Gründen Menschen zu schnell fahren und welche Mittel Abhilfe gegen das Übel schaffen könnten.

Das Bedürfnis nach Bewegung ist in der genetischen Grundstruktur des Menschen verankert. Die Befriedigung dieses Urbedürfnisses ist schon von Geburt an von der Funktionslust begleitet. Wird das Baby auf dem Wickeltisch von seinen Windeln befreit, beginnt es vergnügt zu strampeln und also sich zu bewegen. Beginnt das Kind zu laufen, wandelt sich das zunächst nur auf das eigene Bewegen ausgerichtete Bedürfnis zum Bedürfnis nach Fortbewegung, dessen Befriedigung ebenfalls mit Funktionslust verbunden ist. Es bereitet den Kindern einfach Spass, rasch durch die Gegend zu fahren. In der Antike und im Mittelalter war es der Ritt über Stock und Stein mit dem Pferd, der mit Funktionslust verbunden war. An die Stelle des Pferdes sind heute das Auto und das Motorrad getreten. Nur ein Pharisäer gibt nicht zu, dass auch ihm schon öfter das schnelle Fahren Spass gemacht hat.

Nicht jeder, der schnell fährt, ist ein Raser. Wenn er sich an die vorgegebene Tempolimit hält und seine Geschwindigkeit den Verhältnissen anpasst (Art. 4 VRV), mag er zwar in den Augen mancher unbeteiligter Verkehrsteilnehmer als Raser erscheinen, ist es in Wirklichkeit aber nicht. Vorausgesetzt, sein Verkehrssinn ist gut entwickelt, besteht auch bei Tempo 120 auf Autobahnen oder Tempo 100 auf Autostrassen kein erhöhtes Unfallrisiko, wenn die Strassen-, Wetter- und sonstigen Verkehrsverhältnisse dies erlauben, ist er kein Raser. Wenn Fahrzeugführer schneller als erlaubt fahren oder ihre Geschwindigkeit nicht den Verhältnissen anpassen, steigt das Unfallrisiko. Bei erheblicher Geschwindigkeitsüberschreitung hat man es mit den wirklichen Rasern zu tun. Sie gefährden nicht nur sich selber, sondern auch andere Verkehrsteilnehmer.

Nur in rund 15 Prozent aller Geschwindigkeitsunfälle wurde schneller gefahren als erlaubt. 85 Prozent ereigneten sich, ohne dass die in Art. 4a VRV vorgegebenen oder durch Verkehrssignale vorgeschriebenen Limiten überschritten worden waren. Die Fahrer fuhren meist nicht schneller als erlaubt, aber passten ihre Geschwindigkeit nicht den Verkehrsverhältnissen an.



Hans Jöri, lic. phil., Verkehrspsychologe FSP, ist Leiter Verkehrspsychologie am Institut für Angewandte Psychologie.

Hintergründe des Rasens und Massnahmen

Warum rasen Menschen? Darüber gibt eine Untersuchung der bayrischen TÜV-Akademie (1993) Auskunft, die im Verkehrsfeld durchgeführt wurde. Danach hat Rasen vier Hintergründe: Unerfahrenheit der Fahranfänger, Überschätzung des eigenen Könnens, Freude am Risiko und Konsum von Kokain. >>>

>>> Fortsetzung von: Das tägliche Brot von A+O-Psychologin Brigitte Letuha

interessantes Gespräch folgt, über seine Abteilung, seine ersten Eindrücke bei den SBB, über Management-Development, Ausbildung und Trainee-programm bei den SBB im Vergleich zur früheren Firma und über seine Erwartungen an die Trainees. Einführungsgespräche dieser Art sind immer sehr angenehm und ertragreich. Sie sind noch nicht so stark von Mikropolitik geprägt wie in späteren Monaten und Jahren.

Ich widme mich an diesem Nachmittag auch noch meiner anderen Aufgabe, der Potenzialeinschätzung für Nachwuchsleute und der Auswahl für die Kadernachwuchsprogramme. Aus dem Tessin habe ich wenig aussagekräftige Anmeldungen für das Kader-

nachwuchsprogramm bekommen. Es geht nicht ganz klar daraus hervor, ob der Mitarbeiter und der Vorgesetzte wissen, worum es bei den Kadernachwuchsprogrammen geht. Glücklicherweise kenne ich den Personalverantwortlichen gut, und er spricht Deutsch. So erkläre ich ihm meine Argumente und bitte ihn, die Anmeldungen nochmals abzuklären. Schliesslich wirken sich potenziell negative Assessment-Berichte enorm kontraproduktiv auf die Motivation und die beruflichen Chancen der Nachwuchsleute aus. Und die Chefs stehen in so einem Fall auch nicht gut da. Deshalb ist es wichtig, gute und motivierte Kandidaten zu senden. Der Personalchef ist mit mir einer Mei-

nung und wird der Sache nachgehen. Immer wieder kommen Mails, kurze Nachrichten, Sitzungsprotokolle, ich bleibe am Ball. Mache noch einen Termin ab für den Abschlussapéro einer Trainee-gruppe, mit der Sekretärin unseres CEO. Ich hoffe, dieser wird dann wirklich Zeit haben und dabei sein.

Tja, wenn ich den Tag so Revue passieren lasse, wundere ich mich mehr und mehr: Ich bin fast ständig mit Psychologie beschäftigt, ohne es zu merken. Allerdings auf ganz praktische, bodenständige Art. Ich beschäftige mich mit Menschen und schaue, dass sie im Unternehmen möglichst gut persönlich wachsen können, soweit ich das beeinflussen kann. Ist doch ein guter Job, oder?
Brigitte Letuha

Das tägliche Brot von Verkehrspsychologe Hans Jöri

Fehlende Fahrpraxis

Fahrer fahren oft zu schnell, weil ihnen nicht bewusst ist, wann und warum wie schnell zu schnell ist. Sie gehen nicht bewusst ein Risiko ein, sondern erkennen das Riskante ihres Fahrstils nicht. Der Grund für dieses Defizit liegt in der heutigen Fahrausbildung. Die vorgeschriebenen acht Stunden Verkehrskundeunterricht sind einfach zu wenig, um das Bewusstsein und das Gefühl für die angemessene Geschwindigkeit zu vermitteln. Auch im Rahmen der Führerprüfung ist nur selten Gelegenheit, eingehender zu prüfen, ob solche Einsichten so tief verwurzelt sind, dass sie immer und überall verhaltensregulierend wirken.

Diese Gruppe stellt mit rund 60 Prozent den Hauptteil der so genannten Raser. Hier sind vor allem auch diejenigen anzutreffen, die zwar nicht schneller als erlaubt, aber auch nicht angemessen schnell fahren. Abhilfe könnte in diesen Fällen durch eine Intensivierung des obligatorischen Fahrerschulunterrichts, gegebenenfalls auch durch eine einschlägige Nachschulung, geschaffen werden (dies wird durch das kommende Zwei-Phasen-Modell ermöglicht).

Selbstüberschätzung

Hier handelt es sich um Menschen, die dazu neigen, ihr eigenes Können zu überschätzen. Sie sind sich des Risikos, das sie eingehen, zwar bewusst, jedoch davon überzeugt, dieses mit ihrer – vermeintlich – grossen Fahrferdigkeit zu beherrschen. Ihr Anteil am Kollektiv der Raser liegt bei rund 18 Prozent. Ist diese Neigung nicht allzu stark ausgeprägt, kann durch eine Nachschulung das Gefahrenbewusstsein so weit gestärkt werden, dass es zu einem wirksamen Gegengewicht zum überwertigen Eigenmachtgefühl wird. Ist es allerdings stärker ausgeprägt und wirkt auch die Furcht vor Strafe nicht, müsste man verkehrspsychologisch abklären, welche Ursachen zu diesem überwertigen Eigenmachtgefühl geführt haben: nicht selten sind in solchen Fällen Minderwertigkeitskomplexe ursächlich, aber auch genetische Gründe sind zuweilen

nicht auszuschliessen. Je nach Ergebnis dieser Abklärung ist ein einfaches therapeutisches Gespräch, eine umfassendere psychotherapeutische Behandlung oder sogar der Entzug des Führerausweises angemessen.

Risikofreude

Daneben gibt es aber auch Menschen, die sich – im Gegensatz zu denjenigen mit überwertigem Eigenmachtgefühl – sehr wohl darüber im Klaren sind, dass sie durch ihr zu schnelles, nicht angepasstes Fahren einen Unfall verursachen könnten. Sie verspüren aber bei risikoreichem Schnellfahren einen gewissen Nervenkitzel, der ihnen Spass macht, Thrill, Angst, die für den Betroffenen paradoxerweise lustbetont ist. Der Anteil dieser Gruppe liegt bei rund 16 Prozent. Bezüglich der Massnahmen, die geeignet sind, dieses Fahrverhalten zu korrigieren, gilt dasselbe, was schon beim Eigenmachtgefühl ausgeführt wurde.

Kokainkonsum

Schliesslich verführt auch Kokain zum Rasen. Denn Kokain führt nicht zu psychedelischen Rauschzuständen, sondern steigert die Aktivität und den Tatendrang. Unter dem Einfluss dieser Droge steigt das Fahrvergnügen extrem an. Kokainkonsumenten geniessen das besonders schnelle Vorankommen ebenso wie das Gefühl, Herr über viele PS zu sein. Dabei denken sie kaum an die anderen Verkehrsteilnehmer

und werden oft in Unfälle verwickelt. Nur: Diese Unfälle werden kaum als Drogenunfälle erkannt. Der Kokainkonsument hat weder wie der Alkoholiker eine «Fahne», noch sind seine Pupillen starr erweitert oder verengt, noch ist seine Sprache verwachsen. Er wirkt vielmehr aktiv, geordnet und hilft bei der Unfallaufklärung mit, sofern er nicht selber verletzt ist. Daher kommt kaum ein Polizeibeamter auf die Idee, er habe es mit einem Drogenkonsumenten zu tun. Deshalb hat Hillary Clinton schon vor Jahren erklärt, Kokain sei die grösste Herausforderung, die je in den USA auf den Strassenverkehr zugekommen ist. Der Anteil der Kokainsüchtigen unter den Rasern liegt bei rund sechs Prozent. Zum erwünschten Fahrverhalten – angemessene Geschwindigkeit – bringt man solche Menschen nur durch einen erfolgreichen Drogenentzug.

Hans Jöri

Literatur und Referat

Hürlimann, F.W. / Jöri, H. / von Hebenstreit, B. / Hopp, R.: Einstellung Jugendlicher zu Geschwindigkeitslimiten. Studie im Auftrage des Schweizerischen Fonds für Unfallverhütung im Strassenverkehr, 1992.

Jöri, H.: Raserei – zur Wahrnehmung eines Phänomens. Referat anlässlich einer Verkehrssicherheitskampagne verschiedener schweizerischer Polizeikörpers, Zürich 2004.

	
<p>Mirjam Bollag Dondi</p>	
<p>ACHTSAMKEIT IN ALLTAG UND BERUF</p> <p>Lernen Sie, Stress abzubauen und möglichen Stressfolgen vorzubeugen, gesund und leistungsfähig zu sein – mit dem „Mindfulness Based Stress Reduction“ Programm nach Jon Kabat-Zinn.</p> <p>Nächster Kursbeginn 26. Oktober 2005, Kursort Zürich 8 Mittwochabende, 18.30 bis 21.00 Uhr, und ein Samstag (3.12.05)</p> <p>Weitere Informationen unter www.bollagdondi.ch/kurse.html oder bei Mirjam Bollag Dondi, bollag.dondi@bluewin.ch</p>	

Das tägliche Brot von Schriftpsychologin Annegret Staub

«Je mehr ich über Psychologie lerne, umso mehr Respekt habe ich vor dem Einzelnen»



Annegret Staub, Dipl. Psych. FH, Fachpsychologin SBAP./SGG in Schriftpsychologie. Abschluss eines pädagogischen Studiums, langjährige multikulturelle Arbeit in der Reisebranche im In- und Ausland, Studium an der Hochschule für Angewandte Psychologie, Zürich, Nachdiplomstudium in Graphologie IAP-NDG, Weiterbildungen in lösungszentrierten Methoden, Coaching und Konfliktmanagement, selbstständige Psychologin in der Unternehmensberatung und Dozentin an der Pädagogischen Hochschule Zürich.

Die Tage der selbstständigen Psychologin und Unternehmensberaterin Annegret Staub seien sehr unterschiedlich, so sie, und das Tagesprogramm werde von Kundenaufträgen bestimmt. Die Zeit verlaufe nur dann in festem Rahmen, wenn sie an der Pädagogischen Hochschule Zürich arbeite, wo sie eine 30-Prozent-Stelle als Dozentin belegt.

Die erste Stunde des Tages verbringe ich immer gleich. Läutet der Wecker, bleibe ich einige Momente in den Armen meines Mannes liegen. Dies gibt mir Kraft für die kommenden Arbeitsstunden. Dann frühstücken wir gemeinsam, geniessen die Aussicht von unserem Haus auf den Hallwilersee und stimmen uns «mit dem Wetter» auf den neuen Tag ein. Seit März wohnen wir in Beinwil am See, wo ich auch

mein Büro habe. Dies bedeutet einen grossen Wechsel nach zwanzig Jahren Stadtleben in Zürich. Mitten in der Natur ist es wunderschön, und ich fühle mich oft wie in den Ferien. Um nicht alle Brücken zu früher abzurechnen, habe ich im Zentrum von Zürich ein kleines Büro gemietet. Zwar betrachte ich Zürich heute mit etwas anderen Augen, aber noch immer freue ich mich am geschäftigen Treiben und vor allem am vielfältigen kulturellen Angebot. Wenn immer möglich kombiniere ich meine Zürcher Termine mit einem Besuch des Lunchkinos. Nach einem Kinobesuch braucht es jeweils einige Momente, bis meine Gedanken aus der Filmwelt wieder ins reale Leben zurückfinden.

Ein normaler Arbeitstag kann zum Beispiel mit einem Einzel-Assessment (AC) beginnen. Ein Kandidat – seltener: eine Kandidatin – ist für einen Karriereschritt vorgesehen, und das AC soll die Richtigkeit dieser Beförderung bestätigen. Es ist spannend und nicht immer einfach, die Struktur eines fremden Menschen nach rund vier Stunden wenigstens teilweise so zu erfassen, dass ich einen Bericht über dessen Persönlichkeit und Talente erstellen kann. Herauszufinden, wie sich jemand in einer zukünftigen, unbekanntem Situation verhalten wird, ist eine grosse Forderung an mich. Harte Knochenarbeit, fundiertes Fachwissen, solide Arbeitsinstrumente und nicht zuletzt viel Fingerspitzengefühl gilt es zu kombinieren. Assessments werden nicht nur von Firmen, sondern auch von Individualkunden, die vor wichtigen Entscheidungen stehen und ihr Potenzial überprüfen möchten, in Auftrag gegeben. Ob die Menschen direkt vor mir sitzen oder ob ich graphologische Gutachten schreibe: Die Intensität meiner Arbeit bleibt sich gleich. Anstrengend ist weniger das «Handwerk» als vielmehr das innere Mich-Einstellen auf die unterschiedlichen Persönlichkeiten und ihre Anliegen. Aber gerade diese intensive Auseinandersetzung mit Menschen ist etwas vom Faszinierendsten an meiner Arbeit.

Nachmittags besuche ich oft Kunden zu Vorbesprechungen betreffend Teamentwicklung, Konfliktlösung oder

Coaching von einzelnen Mitarbeitenden. Besonders am Herzen liegt mir das Lösen von Konfliktsituationen. Dabei liegt die Kunst im Schaffen einer vertrauensvollen Atmosphäre, damit auch heikle Themen angesprochen werden können. Gelingt dies, sind Fortschritte rasch sicht- und spürbar. Die zu Beratenden selbst sind meines Erachtens die ExpertInnen, um Konfliktsituationen zu lösen. Denn nur sie kennen die Umstände, wissen, was sie verletzt hat, und haben eine Vorstellung davon, wie eine Verbesserung erreicht werden könnte. Oft reichen wenige Gespräche aus, um eine nachhaltige, neue Basis für die Zukunft zu schaffen. Gelingt dies, freut mich ein solcher Erfolg ganz besonders.

Begleitet vom «Jazz-Apéro» auf DRS 2, fahre ich jeweils zurück nach Beinwil. Oft empfangen mich im Anschluss an die restliche Tagesarbeit IndividualkundenInnen für ein Coaching oder eine Laufbahnberatung. Hierbei geht es um ganz persönliche Themen, um Unsicherheiten im Berufsleben, um komplizierte Entscheidungen, die zu treffen sind, oder um generelle Standortbestimmungen. Als Arbeitsinstrument dienen mir unter anderem Fragen an meine KundInnen, mit denen diese sich noch nicht befasst haben, ich lenke die Aufmerksamkeit auf unentdeckte Potenziale, und wir entwickeln gemeinsam mögliche Zukunftsszenarien. Immer wieder bin ich beeindruckt, wie unterschiedlich Menschen ihre persönlichen Lebenssituationen managen und welche Strategien sie sich zur Bewältigung derselben antrainiert haben. Je mehr ich dank meiner Arbeit über Psychologie lerne, umso grösser wird mein Respekt vor dem einzelnen Menschen.

Mein Mann und ich erzählen uns vom Tag und diskutieren, was uns beschäftigt. Wir geniessen den See, oder ich begleite ihn auf einen Ausritt. Manchmal arbeitet jeder noch etwas für sich. Ab und zu haben wir Kontakt mit unseren erwachsenen Kindern, oder wir treffen uns mit Freunden. Irgendwann trällert «unsere» Amsel ihr schönstes Abendlied, wir trinken noch ein Glas Wein und schlafen dann gemeinsam ein.

Annegret Staub

Das tägliche Brot von Präventionsfachfrau Brigitt Staub

«Alkohol am Arbeitsplatz? Hilfe kommt vor Strafe!»

In vielen Unternehmen besteht in puncto Alkohol am Arbeitsplatz Handlungsbedarf: Bei durchschnittlich zehn Prozent der Beschäftigten aller Hierarchiestufen liegt ein risikoreicher Konsum und bei fünf Prozent eine Abhängigkeit vor. Gezieltes Intervenieren ist angezeigt. Sagt Präventionsfachfrau Brigitt Staub von der Zürcher Fachstelle für Alkoholprobleme.

Unternehmen leisten mit betrieblichen Suchtpräventionskonzepten nicht nur Hilfe für Betroffene, sondern reduzieren alkoholbedingte Fehlzeiten oder Leistungsausfälle und fördern Arbeitsklima und Image des Betriebs. Was mich bei meiner Arbeit an der Zürcher Fachstelle für Alkoholprobleme (ZFA) umtreibt, ist die Frage, was zu tun ist, damit Arbeitgebende, Vorgesetzte und betroffene Mitarbeitende gleichermaßen profitieren.

Kurze Geschichte des Trinkens

Um die vorletzte Jahrhundertwende nahm durch die inzwischen industrielle Herstellung von Alkohol und die neuen Transportmöglichkeiten der Alkoholhandel *einen grossen Aufschwung*. Es entstanden geräumige Destillieren und Brauereien, in denen Alkohol in immer grösseren und billigeren Mengen hergestellt wurde.

Mit dem Ziel, Arbeitsleistung und -motivation zu erhöhen, erlaubten Arbeitgebende bereitwillig das Trinken von Alkohol während der Arbeitszeit. Um auch hier Profit zu schlagen, bestand das so genannte «Truck-System»: ein Teil des Lohns wurde nämlich in Form von Lebensmittelgutscheinen – von vornherein eine wöchentlich bestimmte Menge Alkohol – ausbezahlt. Damit wurde dem «Elendsalkoholismus» ein fruchtbarer Nährboden bereitet. Zudem kam es zu einem dramatischen Anstieg von Unfällen in den Fabriken.

Längst ist der furchtbare Elendsalkoholismus überwunden. Nach mehr oder weniger erfolgreicher Arbeit von Mässigungs-, Abstinenz- oder Prohibitionsbewegungen wurde die Alkoholabhängigkeit 1968 endlich gesetzlich als behandlungsbedürftige Krankheit anerkannt. Dennoch ist die Tatsache, dass heute schätzungsweise 15 Prozent aller Betriebsmitarbeitenden über alle Hierar-

chiestufen einen problematischen oder abhängigen Alkoholkonsum aufweisen, eine ernst zu nehmende Sachlage. Unternehmen stellen immer häufiger fest, dass sich bereits geringe Alkoholmengen negativ auswirken.

Betriebe tragen mit 60 Prozent einen beträchtlichen Teil der Folgekosten des Alkoholmissbrauchs in Form von Fehlzeiten, Leistungseinbussen und Produktionsausfällen. Vermutlich werden die meisten betriebswirtschaftlichen Kosten nicht von schwer Alkoholabhängigen erzeugt, sondern von der um ein Vielfaches grösseren Gruppe mit risikoreichem und missbräuchlichem Konsum.

Betriebliche Risikofaktoren

In den *Werbebotschaften* steht Arbeit für Anspannung, Belastung und Konzentration, Freizeit hingegen für Entspannung und Lebensfreude. Alkohol gilt als starkes Symbol für den Übergang von der Berufssphäre in die Freizeit. Die Werbung verspricht mit dem Konsum von alkoholischen Getränken eine «geeignete» Stressbewältigung und wohlverdienten Genuss nach der Arbeit.

Die aktuelle *Wirtschaftslage* spielt in Konsumverhalten und der Ätiologie von Alkoholproblemen eine nicht unbedeutende Rolle. Globalisierung, Restrukturierung und Kostendruck haben während der letzten Jahre in den meisten Betrieben zu Rationalisierungen und Personalabbau geführt. Gerade der dadurch anwachsende Druck verleitet einzelne Mitarbeitende dazu, Alkohol als Regulativ einzusetzen, um ein Gleichgewicht zwischen äusseren Anforderungen und innerer Befindlichkeit herzustellen. Alkohol wird für die berufliche Leistungssteigerung und die Wiederherstellung der Entspannung benötigt. Dabei hängt freilich der Griff zur Flasche mit positiven Alkohol-Vorerfahrungen zusammen.

Noch immer gehört es zur *betrieblichen Kultur*, Geburtstage, Jubiläen oder Beförderungen mit Alkohol zu begiessen. Dabei wird der Alkohol als rituelles Genussmittel, als soziales Schmiermittel oder zur symbolischen Belohnung eingesetzt, auch dort, wo dadurch die Sicherheit Dritter gefährdet wird.

Bestimmte *Arbeitsbedingungen* fördern einerseits den Suchtmittelkonsum vor allem bei prädisponierten Menschen und



Brigitt Staub, Psychologin FH, Notfallpsychologin HAP und Psychotherapeutin SBAP./SPV. Studium in Psychologie am IAP in Zürich. 1990–1996 Arbeit als Abteilungspsychologin in der Psychiatrischen Klinik Schössli in Oetwil am See und Ausbildung zur Psychoanalytikerin. Seit 1996 teilzeitlich in eigener psychotherapeutischer Praxis und als Präventionsfachfrau der Zürcher Fachstelle ZFA vorwiegend im Bereich betrieblicher Alkoholprävention tätig.

andererseits die Entwicklung trinkender Subkulturen. Es sind vor allem Angehörige jener Berufsgruppen gefährdet, die leichten Zugriff auf Alkohol haben oder in so genannten Durstberufen tätig sind. «Betriebliche Nasszellen», die problematisches Trinken zulassen, oder Arbeitsplätze, die sich einer Aussenkontrolle entziehen, schaffen häufig geeignete Rahmenbedingungen für die Entwicklung von Alkoholproblemen. Dies darf allerdings nicht darüber hinwegtäuschen, dass es in jeder Organisation entsprechende Risikoarbeitsplätze gibt: Schichtarbeit, Unterforderung und isolierte Arbeit, hohe Leistungsanforderungen, Termin- und Konkurrenzdruck sowie Angst vor Arbeitslosigkeit haben deutlich belegte Auswirkungen auf das Trinkverhalten.

Das tägliche Brot von Präventionsfachfrau Brigitt Staub

Wenig Beachtung finden Führungskräfte, die durch hohen Leistungsdruck, meist ohne entsprechende Erholungspause, besonders gefährdet sind.

Betriebliches Suchtsystem

ArbeitskollegInnen bemerken eine durch Alkohol bedingte Störung des gewohnten Arbeitsablaufs in der Regel zuerst. Solidarität und Kollegialität verleiten oft zu ungeeigneten Hilfestellungen, indem Betroffene geschützt werden. Auffälligkeiten werden totgeschwiegen, Fehlleistungen gedeckt, und vernachlässigte Arbeit wird stillschweigend mitgetragen. Suchtmechanismen sind Störungen, die nicht nur Betroffene, sondern auch das gesamte soziale Umfeld betreffen.

Überschreiten die Probleme aber eine bestimmte Zumutbarkeitsgrenze, werden aus Mitgefühl und Kollegialität Vorhaltungen. Es wird versucht, das Alkoholproblem mit einer härteren Gangart zu lösen. Aus Schützen und Zudecken wird Beaufsichtigung und Kontrolle. Das Trinkverhalten wird dadurch jedoch kaum beeinflusst, denn eine Alkoholabhängigkeit lässt sich nicht kontrollieren. Wenn Appelle und Kontrollen nichts nützen, wird die Kollegialität entzogen. KollegInnen versuchen, sich aus Hilflosigkeit und Enttäuschung resigniert abzuschotten, wodurch betroffene Mitarbeitende eine soziale Ausgrenzung am Arbeitsplatz erleben.

Das Problem wird nun *Vorgesetzten* zugeschoben, und es wird eine Lösung erwartet. Die Führungskraft möchte verständlicherweise den Problemfall schnell lösen und schiebt die Angelegenheit der *Personalabteilung* weiter. In der Regel hat diese keine Weisungsbefugnis und kaum rechtswirksame Beweismittel für arbeitsrechtliche Schritte, weil in der Fachabteilung anstatt Fakten nur verbale Anschuldigungen gesammelt wurden. Es wird inadäquate Hilfestellung geleistet oder zu disziplinarischen Druckmitteln gegriffen. Beides ist oft unangemessen und wenig effektiv. Unbequeme Mitarbeitende werden in der Folge dem betrieblichen *Sozialdienst* übergeben. Das Alkoholproblem bleibt in diesem oftmals langen Zeitverlauf nicht nur ungeklärt – es hat sich gar stabilisiert. Es hält sich in Form von fortgesetzten Schuldzuweisungen der am Problem Beteiligten

aufrecht und hat sich zu einem betrieblichen Suchtsystem entwickelt. Ausser Frustration und Resignation aller Beteiligten sowie einer unbeabsichtigten Verlängerung der Abhängigkeit wurde nichts erreicht. Zudem hat sich das Betriebsklima verschlechtert. Am Ende dieser Kette steht dann meist die Kündigung als vermeintliche Problemlösung.

Win-win-Streben

Ein gemeinsames Problem erfordert auch eine gemeinsame Lösung: die Schaffung eines auf den Betrieb zugeschnittenen Suchtpräventionskonzeptes. Im Zentrum steht die Zielsetzung, Bedingungen zu schaffen, von denen Betrieb und Betroffene gleichermaßen profitieren: Es wird eine Leitlinie entwickelt, die dem Erhalt des Arbeitsplatzes und dem Prinzip «Hilfe vor Strafe» höchste Priorität einräumt. Alkoholabhängige sollen künftig im Betrieb als erkrankte KollegInnen wahrgenommen werden, die einer Therapie und einer speziellen Personalführung bedürfen. Ohne diese adäquate Hilfe wäre die Prognose für Mitarbeitende mit Alkoholproblemen deutlich schlechter. Die gesundheitliche Gefährdung oder gar Schädigung und der soziale Abstieg mit Arbeitsplatzverlust wären kaum mehr aufzuhalten.

Klare Vorgehensweisen und Vereinbarungen sichern die Gleichbehandlung aller Betroffenen und geben Vorgesetzten und Personalverantwortlichen eine einheitliche Vorgehensweise in die Hand. Alle wissen, wer wann was zu tun hat. Sofern es gelingt, bei Betroffenen rechtzeitig zu intervenieren und sie für eine angemessene professionelle Unterstützung zu gewinnen, leisten Unternehmen und Betriebe nicht nur individuelle Hilfe, sondern ersparen sich künftig auch alkoholbedingte Fehlzeiten, Leistungs- und Qualitätseinbußen, Unfälle und eine Verschlechterung des Betriebsklimas.

Auffälligkeiten werden als Chance genutzt

Auffällige Verhaltensweisen am Arbeitsplatz geben Anlass, ins Gespräch zu kommen. Dadurch signalisieren Vorgesetzte Mitarbeitenden gegenüber ihre Anteilnahme. Der für den Suchtmittelmissbrauch typischen Abwehr begegnen Vorgesetzte, indem sie Fakten, klare Er-

wartungen, Hilfsangebote und Konsequenzen an die betroffenen Mitarbeitenden herantragen.

Gespräche mit Betroffenen sollten in ein abgestuftes Interventionsverfahren eingebettet sein und mehrere Stufen vorsehen. Vorgesetzte brauchen keine Diagnose zu stellen und sollen keine Suchtursachenforschung betreiben. Vielmehr geht es um die Klärung der Störung auf einer sachlichen Ebene mit dem Ziel, die betriebliche Zusammenarbeit künftig zu verbessern. Am Ende des Interventionsprozesses steht entweder ein Therapieangebot bei gleichzeitiger Erhaltung des Arbeitsplatzes oder – wenn Betroffene das Angebot nicht annehmen wollen – die Kündigung.

Interventionen am Arbeitsplatz eignen sich gut

Die Berufswelt ist ein wichtiger Lebensbereich. Der Arbeitsplatz zeigt sich als derjenige Ort, wo die meisten Menschen den Grossteil ihrer Zeit verbringen. Arbeit dient nicht nur der Existenzsicherung, sondern sie wird in unserem Kulturkreis geradezu als Identifikationsmittel benutzt. Steht das Anstellungsverhältnis auf dem Spiel, lassen sich alkoholgefährdete Mitarbeitende von Arbeitgebenden mit ihrer Kontroll- und Sanktionsbefugnis häufig unschwer davon überzeugen, sich behandeln zu lassen. Gerade deshalb steht dem Betrieb bei Alkoholmissbrauch eindeutig die wirkungsvollsten Interventionsmöglichkeiten zur Verfügung. Es geht dabei nicht um Stigmatisierung von Betroffenen, sondern um die Erzeugung eines konstruktiven Leidensdruckes. Dies unterstützt die Veränderungsabsicht und die Behandlungsmotivation eines Alkoholkranken.

Jede Investition in ein betriebliches Suchtpräventionskonzept ist ein Werteentscheid und lohnt sich für alle Beteiligten, auch wenn das Ergebnis nicht immer sofort monetär erkenn- und nachprüfbar ist. Denn über die Kostensenkung hinaus signalisieren diese Investitionen den Mitarbeitenden, dass das Unternehmen die Fürsorgepflicht aktiv wahrnimmt, Ressourcen für ein Tabuthema bereitstellt und bestrebt ist, die Gesundheit der Belegschaft zu wahren oder wiederherzustellen. Brigitt Staub

Das tägliche Brot von Sozialpsychologin Daniela Berta

«Vieles muss konstruiert und dekonstruiert werden»

Das Assistenzprojekt für erwerbslose PsychologInnen bietet die Möglichkeit, ein sechsmonatiges Programm zur vorübergehenden Beschäftigung in einer öffentlichen Einrichtung oder Non-Profit-Organisation zu absolvieren.

Erwerbslose PsychologInnen: Sie haben gerade jetzt oder früher das Psychologiestudium abgeschlossen, sie finden fast keine Stelleninserate, geschweige denn Stellen. Wenn sie sich bewerben, erhalten sie postwendend eine Absage, gar keine Antwort, oder es heisst, es fehle ihnen an Arbeitserfahrung. Suchen sie eine Stelle, um Erfahrungen zu sammeln, finden sie keine, weil sie noch unerfahren sind.

Um diesen Teufelskreis zu durchbrechen, hat die FSP in Zusammenarbeit mit dem Seco (Staatssekretariat für Wirtschaft) 1997 das Assistenzprojekt eingerichtet. Zuerst in Bern, dann in Zürich und seit 2004 auch in Lausanne. Durch die von der Arbeitslosenversicherung finanzierten Assistenzstellen bietet dieses Projekt den eine Stelle suchenden PsychologInnen Qualifikationsmöglichkeiten und so

mit ein wirksames Sprungbrett in das Arbeits- und Berufsleben an.

Eine Assistenzstelle umfasst eine maximal sechsmonatige Praxis als PsychologIn in einer öffentlichen Institution des Sozial-, Bildungs- oder Gesundheitswesens. Danach können diese PsychologInnen Praxiserfahrung nachweisen und sind im Bewerbungsverfahren schon ein bisschen weiter als andere AbsolventInnen. Auch WiedereinsteigerInnen können ihre Anstellungschancen durch diese Qualifikationsprogramme erhöhen, durch Auffrischung ihrer Kenntnisse und Kompetenzen oder durch die praktische Einführung in neue Fachrichtungen. Jahr für Jahr wenden sich Hunderte von PsychologInnen aus der ganzen Schweiz an das Assistenzprojekt.

Die Beschäftigungssituation und die Anstellungspraxis sind dereguliert. Das für die Stellensuchenden ungünstige Gefälle zwischen Angebot und Nachfrage begünstigt diese Deregulierung noch. Nach meinen Beobachtungen hängt eine Anstellung nicht unbedingt von der Erfahrung, den Kenntnissen, dem Alter und schon gar

Daniela Berta ist Psychologin, 53 Jahre alt. Sie war Schulpsychologin, Beraterin, Sozialpsychologin, Sozialwissenschaftlerin und ist das alles immer noch. Seit 1997 ist sie Projektleiterin beim Assistenzprojekt. Für Infos: Tel. 044 242 56 36.

2004 waren 150 PsychologInnen im Programm, in diesem Jahr sind es bereits 120!

nicht von der Papierqualität des Bewerbungsschreibens ab (oder vielleicht doch?). Ich beobachte stattdessen eine undefinierbare und beliebige Anstellungspraxis. Ich sehe, wie die Stellensuchenden eingeschüchtert werden. Sie glauben, dass es nur an ihnen liegt, sie bilden sich weiter und weiter und fort – bis sie für die Stellen überqualifiziert sind.

Im Assistenzprojekt sind wir mit einer harten Realität konfrontiert, mit einer strukturellen Arbeitslosigkeit und mit einer herbeigeführten Dequalifikation der Grundausbildung. Im Gegensatz zu BäckerInnen, die einfach Brot backen, haben die PsychologInnen das Gefühl, dass sie nicht fähig seien, PsychologInnen zu sein. Gleichzeitig sehen sie zu, wie andere SpezialistInnen aus der Ökonomie, aus der Medizin, aus der Bank- oder Zertifizierungswelt, sogar aus der Mode- und Reisebranche sich erfolgreich mit psychologischem Wissen schmücken. Daran können wir mit dem Assistenzprojekt nichts ändern, aber die Wirksamkeit dieses Projektes auf individueller Ebene ist unbestritten. 75 Prozent der TeilnehmerInnen finden während oder bei Ablauf des Programms eine Stelle. In den Assistenzstellen können die PsychologInnen ihre persönlichen Ressourcen stärken und erhöhen somit ihre individuelle Wirksamkeit. Sie bewerben sich besser, sie bewerben sich anders. Sie treffen andere Stellensuchende und tauschen Bewerbungserfahrungen und -strategien aus. Die Stellensuche ist ein Prozess, während dessen vieles konstruiert und dekonstruiert werden muss. Mit anderen zusammen ist dieser Prozess wirksamer, realistischer und lustvoller.

Daniela Berta

AKTUELLES AUS IHREM INTERESSENGEBIET

Gaab, J. / U. Ehlert:

Chronische Erschöpfung und Chronisches Erschöpfungssyndrom

(Fortschritte der Psychotherapie, Bd. 26)

2005. 110 S., kart., CHF 34.90 (Hogrefe) 3-8017-1608-2

Ziel des Buches ist es, ein psychobiologisches Verständnis chronischer Erschöpfungszustände zu vermitteln und daraus abgeleitet das therapeutische Vorgehen bei der Behandlung von Chronischer Erschöpfung und des Chronischen Erschöpfungssyndroms darzustellen.

Bestellen ist ganz einfach: Rufen Sie uns an: 0848 482 482 (Normaltarif) oder schreiben Sie uns eine E-Mail: contact@huberlang.com

Huber & Lang, Hogrefe AG,
BUBENBERGHAUS, Schanzenstrasse 1, Postfach, 3000 Bern 9

Huber & Lang, Hogrefe AG,
HUMANA, Stadelhoferstrasse 28, Postfach, 8021 Zürich 1

HUBER & LANG



Berufspolitische News

Master of Science

Im Rahmen der Anhörung zu verschiedenen Ausführungserlassen zum teilrevidierten Fachhochschulgesetz (FHSG) hat der SBAP. gemeinsam mit der Hochschule für Angewandte Psychologie Zürich und der Fachhochschule Solothurn Nordwestschweiz Stellung genommen.

Sämtliche schweizerischen Lehrstühle in Psychologie an Universitäten haben sich entschieden, den Titel Master of Science zu verleihen. Vor diesem Hintergrund macht es natürlich Sinn, dass auch die Fachhochschulen in derselben Disziplin den Titel Master of Science verleihen können. Es ist unzweifelhaft sinnvoll, dass universitäre Abschlüsse mit den Abschlüssen der Fachhochschulen koordiniert werden. Diese Ansicht vertritt auch die Rektorenkonferenz der Schweizerischen Universitäten (Crus). Aber auch die bildungspolitisch wichtigen Gremien des tertiären Bereichs (KFH, SUK, EDK) betonen unisono die Notwendigkeit, die Abschlussbezeichnungen so zu wählen, dass sie mit den international üblichen Bezeichnungen übereinstimmen. Damit soll die gegenseitige Anerkennung von Abschlüssen im internationalen Verhältnis erleichtert und gefördert werden. Auch in den parlamentarischen Beratungen zum teilrevidierten FHSG ist unterstrichen worden, dass die Revision auf eine Verbesserung des Zugangs von Absolventen schweizerischer Fachhochschulen zum ausländischen Arbeitsmarkt abzielt.

Ein Blick über die Grenzen auf die Regelungen in Deutschland und Österreich zeigt, dass dort die Zuordnung von Abschlüssen in Psychologie zum Bachelor beziehungsweise zum Master of Science unbestritten ist. Die Deutsche Gesellschaft für Psychologie e.V. (DGPs) empfiehlt die Verwendung dieser Titel, mit der Begründung, die Psychologie unterstreiche damit die Zugehörigkeit zu den Naturwissenschaften.

Für den SBAP. ist die Wahl des Titelnamens von grösster Bedeutung, nicht zuletzt auch wegen des Psychologieberufegesetzes (PsyG). Darin wird die Zulassung zu den Weiterbil-

dungen in bestimmten qualifizierten Berufsgattungen einheitlich geregelt. Verlangt ist ein Master- oder Lizentiatsabschluss an einer Universität oder einer Fachhochschule. Unterschiedliche Titel in derselben Disziplin würden da den breiten Konsens über die Gleichwertigkeit der universitären und der Angewandten Psychologie (FH) untergraben.

Vernehmlassung PsyG

Die Frist zur Vernehmlassung zum Vorentwurf (VE) für ein Bundesgesetz über die Psychologieberufe läuft bis zum 31. Oktober 2005. Sie finden den Vorentwurf und den erläuternden Bericht auf unserer Webseite:

www.sbap.ch/newsagenda.html.

Grundsätzlich unterstützen wir den vorliegenden Gesetzesentwurf sehr – wir waren ja auch in der vom Bundesamt für Gesundheit (BAG) eingesetzten Arbeitsgruppe, die unter der fachlichen Leitung von Prof. Paul Richli den VE erstellt hat. Wir erachten es als dringend notwendig, dass die Aus- und Weiterbildung in den psychologischen Berufen bundesrechtlich harmonisiert und vereinheitlicht wird.

Wir befürworten entschieden einen umfassenden Geltungsbereich des Gesetzes für sämtliche psychologischen Berufe, bei welchen auf Grund der zur Anwendung gelangenden diagnostischen Verfahren Menschen einem gesundheitlichen Risiko ausgesetzt sein können (Variante 1 Artikel 2).

Das weitere Prozedere: Die Vernehmlassungsantworten werden vom BAG ausgewertet werden und in einem Bericht zusammengefasst. Bundesrat Couchepin wird die Resultate der Vernehmlassung mit einem Antrag zum weiteren Vorgehen anschliessend dem Gesamtbundesrat vorlegen (Ende 2005 / Anfang 2006).

Hans Heinrich Brunner, BAG

In den Medien sind verschiedene Artikel und Interviews zum Thema Psychotherapie und Sparen erschienen. Die FSP hat gemeinsam mit dem SBAP. bei Dr. med. Hans Heinrich Brunner, dem Chef des Bereiches Kranken- und Unfallversicherung im

Bundesamt für Gesundheit, nachgefragt. Der SBAP. hat zusätzlich seine Bereitschaft beim Mitdenken, wie auch in der Psychotherapie Kosten gespart werden können, angeboten.

Berufs-, Studien- und Laufbahnberatung, Laufbahn- und Rehabilitationspsychologie

Der SBAP. hat zum Thema Positionierung der BB-Berufe in der bildungspolitischen Landschaft am 11. Mai 2005 alle wichtigen Player zu einem runden Tisch eingeladen. Das Protokoll wurde unseren B+L-Mitgliedern per Mail zugestellt. Interessierte finden ein Infoblatt dazu auf:

www.sbap.ch/newsagenda.html.

Gemeinsam haben HAP und SBAP. zum vorläufigen Kompetenzprofil bereits Stellung genommen. Dank der Initiative und Intervention des SBAP. hat uns sowohl Maurin Schmid, Präsident KBSB, als auch die stv. Direktorin des BBT, Ursula Renold, zugesichert, dass alle am runden Tisch Anwesenden zur Vernehmlassung im Herbst 2005 eingeladen werden. Der nächste runde Tisch findet am 9. September 2005 statt.

Charta-Studie – Brief SBAP./FSP

Auf Grund verunsicherter Mitglieder haben SBAP. und FSP gemeinsam einen Brief an sämtliche Ausbildungsinstitutionen und qualifizierenden Fachverbände der Schweizer Charta für Psychotherapie gesandt.

Die meistgestellten Fragen lauten:

- Was passiert, wenn wir nicht an der Praxisstudie der Schweizer Charta mitmachen?
- Stimmt es, dass unser Institut schliessen muss und unsere Methode in der Schweiz verboten wird, wenn wir nicht an der Charta-Studie teilnehmen?

Die Antwort auf beide Fragen lautet: *nein*.

Im Psychologieberufegesetz ist vorgesehen, dass das Organ für Akkreditierung und Qualitätssicherung der schweizerischen Hochschulen (OAQ, siehe auch www.oaq.ch) die Akkreditierung der Weiterbildungsinstitutionen vornehmen wird. Die bestehenden Zertifizierungsverfahren der FSP

und des SBAP. orientieren sich an den Vorgaben des OAQ, der Zertifizierungsinstanz des Bundes.

FSP und SBAP. teilen folgende Haltung gegenüber der Studie: Es besteht kein Interesse, an einer Untersuchung teilzunehmen, die von einem psychotherapeutischen Interessenverband finanziert wird, der Psychotherapie als eigenständige Wissenschaft betrachtet, *unabhängig von der Grundausbildung*. Wir sind der Ansicht, dass dafür ein Psychologie- oder ein Medizinstudium die notwendige Voraussetzung darstellt.

Psy-Kongress 2006

Nach dem ersten erfolgreich durchgeführten Psy-Kongress 2004 in Bern haben sich die organisierenden Verbände FSP, SBAP., SGKJPP, SGPP, SPV dazu entschieden, 2006 in Freiburg den zweiten Kongress zu organisieren. Er wird am 24. Juni 2006 an der *Universität Freiburg* stattfinden. Thema: *Psychotherapie in der Gesundheitsversorgung*. Als Moderator des Schlussgesprächs konnte bereits Prof. Iwan Rickenbacher gewonnen werden. Reservieren Sie sich den Termin bereits jetzt!

Zum Inhalt: Psychotherapie leistet einen wesentlichen Beitrag zur Gesundheitsversorgung. Bei psychischen Erkrankungen wie Schizophrenie und Depressionen, Angst- und Zwangsstörungen sowie bei psychosomatischen Leiden und Suchterkrankungen trägt die Psychotherapie nebst sozialen Interventionen und medikamentösen Behandlungen wesentlich zur Symptomverminderung und zur Gesundung bei und dient dem Erhalt der Arbeits- und Leistungsfähigkeit sowie der sozialen Integration. In verschiedenen Bereichen wird Hilfe und fachliche Unterstützung von der psychotherapeutischen Gesundheitsversorgung erwartet: bei Entwicklungs- und Verhaltensstörungen im Kinder- und Jugendalter, bei chronischen Erkrankungen wie zum Beispiel Schmerzsyndromen, in prekären Lebenssituationen, beim Burnout-Syndrom, den vielfältigen Stresssymptomen, in der Behandlung von behinderten und betagten Menschen sowie im Justiz- und Strafvollzug. Die Wirksamkeit von Psychotherapie in diesen und weiteren Bereichen ist vielfach belegt.

Wir haben alle ein Interesse an einer qualitativ hoch stehenden psychothe-

rapeutischen Versorgung. Aber können und wollen wir uns diese auch leisten? Sicher auch auf Grund des gegenwärtigen Kostendruckes im Gesundheitswesen bezweifeln viele PolitikerInnen, ob die geleistete Psychotherapie wirksam, zweckmässig und wirtschaftlich sei, wie dies das KVG verlangt. Entgegen der immer öfters geäusserten Vermutung, dass eine psychotherapeutische Überversorgung vorhanden sei, wird hier aber auf die *nachgewiesene* Unterversorgung hingewiesen. Entscheidungen im Gesundheitswesen werden zwar nicht alleine unter wirtschaftlichen Gesichtspunkten gefällt, aber die Kosten haben einen grossen Einfluss. Deshalb sind weitere Evaluations- und Versorgungsstudien gefordert, welche gesundheitsökonomischen Perspektiven vermehrt berücksichtigt werden müssen. Dabei ist zu fordern, dass neben den direkten auch die indirekten Kosten – wie Leiden der Angehörigen, Arbeitsausfälle, somatische Folgekosten – von psychischer Krankheit und Beeinträchtigung Eingang in die Untersuchung finden.

Der 2. Kongress der schweizerischen Psy-Verbände will sich umfassend dem Thema Psychotherapie und Gesundheitsversorgung widmen. Bewusst soll auch auf die gesundheitsökonomischen Aspekte eingegangen werden. Die Vorträge und die Diskussionen wollen die Teilnehmer darüber informieren, was in der Schweiz zu diesen Themen geforscht und gearbeitet wird.

Städtischer Stellenbeschreibungen für SchulpsychologInnen

Dank unserer Intervention hat sich die Zürcher Stadträtin Monika Weber bereit erklärt, dass bei künftigen Stellenausschreibungen des Schulpsychologischen Dienstes die Fachhochschul Ausbildung nicht mehr als Ausnahmefall bezeichnet wird. Ebenso wird der SBAP. in den Stellenbeschreibungen der städtischen SchulpsychologInnen ebenso wie andere Fachverbände Erwähnung finden. Das freut uns sehr! Ein herzliches Dankeschön.

Heidi Aeschlimann



Angewandte schicksalspsychologische Beratung

Eine Fortbildung für Fachleute im Gesundheits-, Sozial- und Personalwesen

Erwerbung psychologisch fundierter Beratungskompetenz

Aufbau in zwei Jahres-Modulen / Blockseminare
Kosten: Fr. 2900.-/Jahr – Beginn: Mitte Januar 2006
Bitte verlangen Sie die Unterlagen.

Stiftung Szondi-Institut, Krähbühlstrasse 30, 8044 Zürich
Telefon 044 252 46 55, Fax 044 252 91 88
e-mail: info@szondi.ch – www.szondi.ch

Vorstandsnews

Exklusiv-Besichtigung**Centre of Global Dialogue, Swiss Re**

Der Vorstand freut sich, Sie zu diesem speziellen Anlass einladen zu dürfen.

Datum:

2. November 2005, 17–19.30 Uhr

Ort: Rüslikon, Swiss Re Centre for Global Dialogue, Gheistrasse 37

Programm: Führung, anschliessend Gelegenheit für Fragen und Apéro.

Anmeldung: SBAP. Geschäftsstelle, Telefon 043 268 04 05 oder

Fax 043 268 04 06,

E-Mail: info@sbap.ch.

Die Teilnehmerzahl ist beschränkt!

**Forum 13**

Das Forum 13 vom 13. September 2005 zum Thema Gender-Management findet im Hotel Rigihof, Zürich, statt. Ab 18 Uhr Apéro, Referat um 19 Uhr.

Wir freuen uns, Dr. Nathalie Amstutz von der Fachhochschule Solothurn begrüssen zu dürfen.

Gender-Management verbindet, was nur scheinbar auseinander liegt. Ein Referat zu Analyse- und Gestaltungsmöglichkeiten von Organisationen hinsichtlich Geschlechterkulturen. Ein Zeitthema mit grosser Relevanz im Arbeitsleben, das eine Herausforderung im Management wie auch im Berufsalltag darstellt und doch immer wieder an den Rand der Tabuisierung fällt.

Gäste sind, wie immer, herzlich willkommen!

Notfallpsychologie

Der nächste Kompaktkurs in *Notfallpsychologie* bei Angelika Schrodt, Netzwerk Psychologie AG, findet vom 14. bis zum 19. November 2005 in Radolfzell statt.

Der nächste *S1-Kurs (Überfall und Geiselnahme)* findet am 27./28. Oktober 2005 am Institut für Aus- und Fortbildung der Polizei Nordrhein-Westfalen in Selm statt.

Infos: Telefon +49 7732 58462 oder E-Mail:

schrodt@netzwerk-psychologie.de.

Und: Fachpsychologinnen SBAP. in Notfallpsychologie waren erneut im Einsatz. Diesmal in Bournemouth.

Fachtitel Sportpsychologie

Im Juli 2005 fanden erste Gespräche mit Prof. R. Seiler statt, um die Modalitäten für einen Fachtitel SBAP. in Sportpsychologie zu erläutern. Die Verhandlungen sind auf gutem Wege.

Heidi Aeschlimann

Neue Mitglieder

Barbara Fehlbaum, Basel
Monika Gafner Ruh, Kaltenbach
Maya Hässig, Hausen
Monica Waldmeier-Tervoort, Magden
Cornelia Zink, Steg

Neue Studentenmitglieder

Trix Angst, Zürich
Marianne Hiltbrunner, Winterthur
Silvan Holzer, Oetwil am See
Manuela Koch, St. Gallen
Magdalena Lauchenauer, Mörschwil
Corinne Schacher, Zürich
Nathalie Schneider, Zürich

Herzlich willkommen!

Psychotherapeutinnen SBAP.

Gisela Lehmann, Rudolfstetten
Ekaterina Viktoria Weder, Altstätten

FachpsychologInnen SBAP. in Kinder- und Jugendpsychologie

Doris Ammann, Suhr
Renée Halter, Zürich
Ursula Knechtli, Aarau
Uwe Lehmann, Rudolfstetten
Ruth Wirz, Leutwil
Myrtha Zedi, Gelterfingen
Maria Zünd, Windisch

Fachpsychologinnen SBAP. in Notfallpsychologie

Hannah Egli-Bernd, Fehraltorf
Barbara Fehlbaum, Basel

Der SBAP. gratuliert!

Leserbrief

«Zur Pflichtlektüre fürs IAP machen»

Mit meinem Leserbrief möchte ich Ihnen dokumentieren, dass ich, Gründungsmitglied des SBAP, das **punktum**, vom Juni mit grossem Interesse gelesen habe. Es ist mir ein Bedürfnis, Sie zu dieser Nummer zu beglückwünschen. Sie vermittelt einen ausserordentlich lebendigen Einblick in mögliche Betrachtungsweisen der Lebensqualität. Listet man alle erwähnten Aspekte auf, so könnte man einen realitätsnahen Fragebogen zum Einstieg in innerbetriebliche Seminare erstellen. Diese Nummer sollte auch allen künftigen AnwärtInnen einer Ausbildung im IAP zur Pflichtlektüre gemacht werden.

Zu Recht hat Frau Meyer im Editorial das Rinpoche-Zitat an erste Stelle gesetzt und auf die Vierdimensionalität hingewiesen mit dem Postulat, die inhaltlichen Begriffe der Lebensqualität immer wieder kritisch zu hinterfragen. Es dürfte in den sechziger Jahren gewesen sein, als das Thema zum letzten Mal breit in der Öffentlichkeit dis-

kutiert, Vorträge gehalten und dem Publikum Bücher wie «Haben oder Sein?» vorgelegt wurden.

Etwas ist mir bei der Lektüre besonders aufgefallen: Die vierte Dimension, der seelische Bereich, wird nur von acht der vierzehn Interviewten direkt oder indirekt erwähnt, obwohl er ein nicht quantifizierbares Element der individuellen Lebensqualität darstellt: «Es ist ja nicht der Mensch, der die Frage nach dem Sinn des Lebens zu stellen hat, vielmehr ist es so, dass der Mensch selber der Befragte ist, dass er die jeweiligen Fragen, die sein Leben an ihn stellt, zu beantworten hat. Diesem Aufgabencharakter entspricht der Antwortcharakter des Daseins» (aus einem Zürcher Vortrag von Viktor Frankl im Winter 1945/46 in Zürich).

Daraus ergibt sich die Frage: Wie kommt ein Mensch zur Sinnfindung? Jeanne Hersch sagte dazu einmal Folgendes: «On ne peut communiquer à quelqu'un le sens de sa vie: c'est à lui

de le découvrir. Mais on peut créer des situations, qui le mènent à cette découverte.»

Ich nehme die Gelegenheit wahr, Ihnen als 88-Jähriger, der nach Pressepraxis und einem juristischen Doktorat noch ein einjähriges Studium im Biäsch-Institut absolvieren durfte und hernach drei Jahre als Assistent von Alfred Carrard bis zu dessen Tod im Lausanner Institut tätig war, sehr herzlich zu danken für Ihren Einsatz im Dienst der Angewandten Psychologie.

Robert Schnyder von Wartensee



Institut für systemische Entwicklung
und Fortbildung

Weiterbildung

Systemische Mediation

Mediative Basiskompetenzen / Allgemeine Mediation / Familienmediation

Mit modularer Weiterbildungsoption in Organisationsberatung / Supervision / Coaching

Beginn 2006

Unser berufsbegleitendes Curriculum bietet mit seinen Modulkombinationen vielfältige Varianten der Weiterbildung und vertiefenden Fortbildung sowie Anerkennungen in den einschlägigen Berufsverbänden an.

Zielgruppe: PsychologInnen, SozialarbeiterInnen, JuristInnen, OrganisationsberaterInnen, SupervisorInnen, Führungskräfte, Personalverantwortliche

Informationsabende: 13. 9. 2005 (Spätere Daten werden auf der IEF-Homepage veröffentlicht.)

Informationen und detaillierte Programme

IEF Institut für systemische Entwicklung und Fortbildung, Hansjürg Lusti, Margaret Babst

Hofackerstr. 44, 8032 Zürich

Telefon +41 (0)44 362 84 84 / Fax +41 (0)44 362 84 81, E-Mail: ief@ief-zh.ch

Das Programm ist auch auf der IEF-Homepage abrufbar: www.ief-zh.ch

Porträt FHSO

An der Schnittstelle zwischen Technik, Organisationen und Menschen

Josef Stalder, designierter Direktor der Hochschule für Angewandte Psychologie an der Fachhochschule Nordwestschweiz, über die verstärkte Nachfrage nach Psychologie unter der Prämisse des Individualismus, über sein Interesse am Zusammenspiel von Menschen und Organisationen sowie über Fusionen in der Fachhochschul-landschaft Schweiz.

Es war das Zusammentreffen langfristiger gesellschaftlicher Trends mit spezifischen organisatorischen Konstellationen, das die Fachhochschule Solothurn Nordwestschweiz 2002 dazu bewogen hat, einen Fachbereich Angewandte Psychologie aufzubauen. Wir wissen, dass die Welt und die Lebensumstände der Menschen komplex, vielfältig und einem schnellen Wandel unterworfen sind. Gleichzeitig scheint es so zu sein, dass der Individualismus, in der Frühgeschichte unserer Kultur angelegt und über die Jahrhunderte sukzessive gewachsen, in den letzten Jahrzehnten endgültig zum Durchbruch gekommen ist. Individualismus bedeutet einerseits, dass der einzelne Mensch ins Zentrum gerückt ist, und zwar nicht nur im Denken des Einzelnen, sondern auch als Planungsgrösse für die Gesellschaft. Andererseits hat sich der einzelne Mensch zugleich von mannigfaltigen Zwängen befreit und die Chance erhalten, sein Leben selber zu gestalten. Doch nicht nur das: Die Gestaltung des eigenen Lebens wird ihm als Lebensaufgabe und Verantwortung übertragen. Wer es nicht schafft, ist selber schuld. Es ist klar, dass die Menschen in dieser kulturellen Situation intensiv über ihr Leben und ihre Lebensbedingungen zu reflektieren beginnen und für Risiken und Gefährdungen sehr sensibel werden. Es entsteht die Nachfrage nach Psychologie. Die Menschen, und immer mehr auch Betriebe, die Politik und Organisationen, suchen die Unterstützung der Psychologie.

Die Frage ist, ob die Psychologie diesen Ansprüchen von Menschen und Gesellschaft gewachsen ist. Es ist offensichtlich, dass die psychologische Wissenschaft in den letzten Jahrzehnten Fortschritte erzielt hat und inzwi-

schen tragfähige Modelle für die Umsetzung theoretischer Aussagen in die Lösung konkreter Probleme existieren. Es kommt jetzt darauf an, die neuen wissenschaftlichen Erkenntnisse der Psychologie für die Praxis in Feldern nutzbar zu machen, wo dies bis heute erst wenig versucht worden ist. Dies ist die spannende Aufgabe, der wir uns in der Fachhochschule Nordwestschweiz stellen.

Das spannungsvolle Verhältnis von Theorie und Praxis fasziniert mich seit meinem Studium, und ich erachte es als wunderbare Herausforderung, Wissenschaft für die Praxis und Erfahrungswissen aus der Praxis für die Theorieentwicklung zugänglich zu machen.

In welchen Bereichen der psychologischen Wissenschaft und Praxis wollen wir an der Fachhochschule Nordwestschweiz tätig sein? Hier kommt die besondere organisatorische Konstellation an der FHSO, die mit dem erwähnten gesellschaftlichen Trend zusammentraf, zum Tragen. Die FHSO verfolgt seit ihrer Gründung im Jahre 1998 die MTO-Leitidee. Die meisten Problemstellungen haben eine technische, organisatorische *und* menschliche Seite. Wir wollen das Zusammenspiel dieser drei Elemente ins Zentrum der Analyse und Gestaltungsarbeit stellen.

Damit war von Beginn weg klar, dass sich die Fachhochschule auf Kontexte konzentriert, wo Technik und Organisation eine zentrale Rolle spielen und es darauf ankommt, diese beiden Elemente so zu gestalten, dass der Mensch mit ihnen in sicherer und erfolgreicher Weise interagieren kann. Damit war das Thema der Angewandten Psychologie in grossen Zügen vorgegeben. Es geht darum, die Konzepte, Erkenntnisse und Methoden der wissenschaftlichen Psychologie in die Analyse und Gestaltung komplexer technischer und organisatorischer Systeme und Prozesse einzubringen.

Der Studiengang in Angewandter Psychologie vermittelt eine breite Palette von psychologischen Wissensbeständen und Fähigkeiten, welche die AbsolventInnen befähigen, mit Ingenieuren und Ökonomen gemeinsam



Josef Stalder, Dr. phil., dipl. rer. pol., studierte Soziologie und Psychologie an der Universität Mannheim. Promotion in Sozialpsychologie in Bern. Post-Doc-Stipendium für Forschungsaufenthalt in England und den USA. 1984 Dozentenstelle für Soziologie, Sozialpsychologie und Wissenschaftstheorie in Solothurn. Josef Stalder leitet den Bereich Soziales an der FHSO und ist für die Koordination der Studiengänge zuständig. Er wird in der fusionierten Fachhochschule Nordwestschweiz die Hochschule für Angewandte Psychologie leiten.

an dieser Gestaltung mitzuwirken. Im erweiterten Leistungsauftrag der Fachhochschule, in Forschung, Weiterbildung und Beratung, konzentrieren wir uns auf einen engeren Themenbereich. Hier steht die Gestaltung soziotechnischer Systeme mit dem Ziel im Vordergrund, die Sicherheit und Zuverlässigkeit der Prozesse zu optimieren und die Gesundheit der Menschen zu sichern. Wir interessieren uns für die Kooperation zwischen Menschen und Organisationen, wenn diese wegen der Fülle des involvierten Wissens oder der Vielfalt der beteiligten Menschen und Organisationen besonders komplex ist. Es geht in jedem Fall um die Gestaltung komplexer Arbeits- und Lebenswelten, die

Porträt FHSO

aus der psychologischen Perspektive optimiert werden soll.

Die FHSO wird am 1. Januar 2006 mit der Fachhochschule beider Basel, der Fachhochschule Aargau und zwei Pädagogischen Hochschulen der Nordwestschweiz fusionieren. Die Projektleitung, welche die Fusion vorbereitet, hat die Angewandte Psychologie

zu einem Entwicklungsschwerpunkt der nächsten Jahre und zu einer der sieben Hochschulen der Fachhochschule Nordwestschweiz erklärt. Es freut mich, diese Hochschule zu leiten. Ich sehe darin eine grosse Herausforderung. Denn es geht nicht nur darum, ihr inhaltliches Profil in der Hochschullandschaft der Schweiz zu eta-

blieren. Unsere psychologische Ausrichtung ist in Wirtschaft und Politik noch nicht breit bekannt und anerkannt. In den kommenden Jahren muss diese Anerkennung geschaffen werden, damit das grosse Potenzial unseres psychologischen Ansatzes auch wirklich zum Tragen kommen kann.
Josef Stalder

AKTUELLES AUS IHREM INTERESSEGEBIET

Bauer, J.:

Warum ich fühle, was du fühlst

Intuitive Kommunikation und das Geheimnis der Spiegelneurone
2005. 191 S., geb., CHF 34.90 (Hoffmann & Campe) 3-455-09511-9

Warum können wir uns intuitiv verstehen, spontan fühlen, was andere fühlen, und uns eine Vorstellung davon machen, was andere denken? Die Erklärung dieser Phänomene liegt in den Spiegelneuronen, die erst vor kurzem entdeckt worden sind.

Clemens, W. / F. Höpflinger / R. Winkler (Hrsg.):

Arbeit in späteren Lebensphasen

Sackgassen, Perspektiven, Visionen
2005. 274 S., Tab., kart., CHF 48.– (Haupt) 3-258-06855-0

Der Band bietet Analysen, entwickelt aber auch Perspektiven und Visionen für die künftige Gestaltung der Arbeit in einer demografisch alternden, aber soziokulturell verjüngten Gesellschaft. Je frühzeitiger die neuen Entwicklungen angegangen werden, desto besser kann die Zukunft gestaltet werden – so die Grundposition der Autorinnen und Autoren.

Dressing, H. / P. Gass:

Stalking!

Verfolgung, Bedrohung, Belästigung
2005. 155 S., kart., CHF 31.90 (Hans Huber) 3-456-84196-5

Das Buch vermittelt einen umfassenden Überblick über den aktuellen Forschungsstand zum Thema Stalking. Häufigkeit von Stalking, medizinische und psychologische Folgen von Stalking sowie Tätertypologien werden vorgestellt. Aus juristischer Sicht wird die rechtliche Situation von Stalkingopfern beleuchtet und an Hand von Fallvignetten illustriert.

**Bestellen ist ganz einfach: Rufen Sie uns an: 0848 482 482 (Normaltarif)
oder schreiben Sie uns eine E-Mail: contact@huberlang.com**

Huber & Lang, Hogrefe AG, BUBENBERGHAUS, Schanzenstrasse 1, Postfach, 3000 Bern 9

Huber & Lang, Hogrefe AG, HUMANA, Stadelhoferstrasse 28, Postfach, 8021 Zürich 1

HUBER & LANG



- 03.09.2005 Korrektes Führen einer Krankengeschichte.
9.15 bis 12.45 Uhr, HAP, Zimmer 105, Fr. 100.–. Diese Veranstaltung steht allen Interessierten offen.
Anmeldung: HAP, B. Safiari, Tel. 044 268 33 07, bsafiari@iapzh.ch
Auskunft: SBAP, Geschäftsstelle, Tel. 043 268 04 05 oder info@sbap.ch
- 13.09.2005 Forum 13: *Gender-Management*. Referentin: Dr. Nathalie Amstutz
Restaurant Rigihof, Zürich, 18 Uhr Apéro, 19 Uhr Referat. Gäste sind herzlich willkommen!
- 27./28.10.2005 findet der nächste *S1-Kurs (Überfall und Geiselnahme)* am Institut für Aus- und Fortbildung der Polizei Nordrhein-Westfalen statt.
Anmeldung: Angelika Schrodtt, Tel. +49 7732 58462, schrodtt@netzwerk-psychologie.de
- 14.–19.11.2005 findet der nächste Kompaktkurs in *Notfallpsychologie* der Netzwerk Psychologie AG in Radolfzell statt. Infos: Angelika Schrodtt, Tel. +49 7732 58462, schrodtt@netzwerk-psychologie.de
- 14.03.2006 *Mitgliederversammlung* im Restaurant Neumarkt, Zürich.
- 24.06.2006 2. *Gemeinsamer Kongress der schweizerischen Psy-Verbände* in Freiburg.

Redaktionskommission:

Heidi Aeschlimann
Fred W. Hürlimann (Vorsitz)
Sara Meyer

MitarbeiterInnen dieser Ausgabe:

Heidi Aeschlimann
Daniela Berta
Monica R. Fischer
Peter Gugger
Mariann Holti
Alice Holzhey-Kunz
Hans Jöri
Brigitte Letuha
Sara Meyer
Sybille Schenker
Ernst Schieler
Josef Stalder
Annegret Staub
Brigitt Staub
Agnes von Wyl

Koordination /

Inserate und Beilagen:
SBAP, Geschäftsstelle

Auflage:

900 Exemplare

Redaktionsschluss

Nr. 4/2005: 15.10.2005

Druck und Ausrüsten:

Druckerei Peter & Co., Zürich

Lektorat:

Thomas Basler, Winterthur

Konzept und Gestaltung:

greutmann bolzern zürich

Adresse:

SBAP, Geschäftsstelle
Merkurstrasse 36
8032 Zürich
Tel. 043 268 04 05
Fax 043 268 04 06
info@sbap.ch
www.sbap.ch